

3 Operationen der ontologischen Erzählfunktion

3.1 Differenzieren: Einheit

Die erste und wichtigste Operation der ontologischen Erzählfunktion ist so fundamental, weil sie mit dem Erzählakt, wie Genette ihn versteht, zusammenfällt, nämlich zwischen dem Erzählakt (*narration*) und der erzählten Welt zu differenzieren. Die Operation hängt von der narrativen Vermittlung ab, die – zumindest grundsätzlich – eine ternäre Struktur eröffnet, selbst wenn man davon absieht, diese über ein Modell narrativer Kommunikation zu beschreiben. Indem der Erzählakt vom Dargestellten unterschieden wird, konturiert sich damit gleichzeitig eine ontologische Differenz. Das Differenzieren erlaubt es überhaupt erst, von erzählten Welten zu sprechen, weil es Welten voneinander unterscheidet und somit die Operation der Fiktion schlechthin darstellt.

Genette setzt die Differenz als gegeben voraus, die bei ihm konstitutiv für die dreistellige narrative Struktur ist. Somit beschreibt er nicht die Operation des Differenzierens als Aspekt einer ontologischen Erzählfunktion. Vielmehr geht er von einer ontologischen Differenz aus: Der Erzähler *ist* für ihn immer schon auf eine andere Art und Weise gegeben als die Figuren und Ereignisse, von denen er erzählt. Die Herleitung dieser ontologischen Differenz ist von einem grundsätzlichen Widerspruch geprägt, den Genette nicht auflöst: Er nimmt zum einen ein sprachlogisches Modell narrativer Kommunikation an, in dem der Erzähler außerhalb des Erzählten steht und ihm dadurch ein anderer ontologischer Status zukommt; zum anderen behauptet Genette eine – zumindest grundsätzlich mögliche – Kontinuität zwischen den Positionen. Dieser Widerspruch resultiert daraus, dass er das Erzählen eben nicht nur im Modell narrativer Kommunikation naturalisiert, sondern darüber hinaus – implizit – vom auto- oder homodiegetischen Erzählen als Standardfall ausgeht. Genette führt die Grenze zunächst als vornehmlich zeitliche Differenz ein: Das erzählende Ich erzählt nachträglich vom erzählten Ich als Figur und ‚zerfällt‘ damit in zwei verschiedene Positionen.¹ Mit Verfahren der Zeitgestaltung könne diese Differenz, die Genette in der Unterscheidung von Erzählzeit und erzählter Zeit abbildet, so stark angenähert werden, dass sie aufgehoben erscheint.

Genette beobachtet bei der Beschreibung solcher Verfahren jedoch, dass eine Deckungsgleichheit – selbst in den seltenen Fällen des so genannten gleichzeitigen Erzählens – unmöglich ist, weil die Positionen des Erzählakts und der erzählten Welt „ein Abstand [trennt], der allerdings weder zeitlicher

1 Vgl. Genette 2010, 147.

noch räumlicher Natur ist“.² Wenn dieser Abstand, von dem Genette spricht, weder zeitlich noch räumlich zu bestimmen ist, dann heißt das, dass Genette an dieser Stelle eine ontologische Differenz ansetzt, also eine Trennung von Welten – oder zumindest von der erzählten Welt und einem nicht näher bestimmten Bereich außerhalb dieser.³ Eben für diese Welten ist Genette jedoch geradezu blind, weil er sein Modell der narrativen Ebenen explizit nur sprachlogisch begründet. Dennoch unterläuft ihm immer wieder eine Vermischung von sprachlogischer und ontologischer Argumentation – also von pragmatischer Ebene und Welt –,⁴ während er versucht, die spezifische Zeitlichkeit des Erzählens zu beschreiben.

Für ihn ist die ontologische Differenz damit weiterhin zunächst ein zeitliches Problem, das sich genau dadurch auszeichnet, dass es die Vorstellung einer Kontinuität von Handlung und Erzählakt bricht. Er analysiert die Narration als eine Art unhintergebares Präsens der Erzählung, „welches uns der Erzähler, anders als der Held, im Nu eines blitzhaften Augenblicks offenbart“.⁵ Nur über das Ursprungsaxiom des Erzählakts erhält demnach der Erzähler bei Genette eine grundsätzlich andere Existenzweise als die Elemente und Figuren der erzählten Welt: Das Präsens des Erzählens ist immer ein anderes als die jeweils erzählte Gegenwart. Diese Differenz beschreibt Genette in einer räumlichen Metapher, die in ihrer Richtung auf die Operation der ontologischen Erzählfunktion zielt, um die es mir geht: Das Ursprungsaxiom des Erzählens trennt die Positionen in ein Innen und ein Außen der Erzählung.⁶ So erklärt sich die scheinbar paradoxe Formulierung bei Genette, dass die Narration diese Differenz *bildet*.⁷

Das Differenzieren als die basale Operation der ontologischen Erzählfunktion zu konzeptualisieren, geht vor die ontologische Differenz zurück, die Genette voraussetzt, anstatt zu beschreiben, wie sie zustande kommt. Sie kommt Genette argumentativ immer wieder in die Quere und erzeugt theoretisch durchaus fruchtbare Widersprüche. Denn die ontologische Operation des Differenzierens hängt von der narrativen Vermittlung ab, welche die Trennung der Bereiche einführt und aufrechterhält. Dass dabei an der Position des narrativ Dargestellten Welt erzeugt wer-

2 Genette 2010, 147; „une distance qui n'est ni dans le temps ni dans l'espace“ (Genette 1972, 238).

3 Vgl. Genette 2010, 147.

4 Vgl. Bartsch/Bode 2019, 35.

5 Genette 2010, 147; „qui est et n'est pas celui que le narrateur, à son tour, nous révèle en la durée d'un éclair“ (Genette 1972, 238).

6 Vgl. Genette 2010, 147.

7 Vgl. Genette 2010, 147.

den kann, ist dieser Operation zuzuschreiben. Als Welt kommt eine erzählte Welt dadurch zustande, dass sie als Bereich von einem anderen Bereich abgegrenzt wird. Diese Abgrenzung bewerkstelligt rein strukturell die Narration, die sich als konstruierter Akt außerhalb der erzählten Welt positioniert. Bei der Operation des Differenzierens handelt es sich aber nicht (bloß) um einen initialen Akt der Setzung, sondern die ontologische Erzählfunktion operiert ständig an dieser Differenz: Sie kann die erzählte Welt von einem Bereich der Nicht-Welt – und das heißt zunächst einmal: des nicht Dargestellten – abgrenzen; sie kann sie auch von einem Bereich einer anderen Welt abgrenzen – wenn am systematischen Ort des Erzählakts ebenfalls ‚Welt gemacht‘ wird –; und schließlich kann sie die Positionen kurzschließen und eine raumzeitliche Kontinuität behaupten. In allen diesen Formen konturiert sich die Welt genau an dieser Operation und ihrer Differenz, welche die narrative Struktur mit sich bringt.

Insofern verkehren die Fragen, ob ein Erzählakt mit jeder Erzählung eine eigene erzählte Welt hervorbringt oder nicht, und ob er auch lediglich eine Erzählung hervorbringen kann, während die erzählte Welt dieselbe bleibt,⁸ ontologischen Effekt und ontologische Operation. Die erzählte Welt ‚bleibt nicht dieselbe‘, sondern sie wird als Welt – zumindest in ihrer Kontur – an dieser Operation gebildet, und zwar entweder verbindend oder trennend. In jedem Fall aber umfasst das Erzählen eine Operation, die diese Positionen der narrativen Struktur in Relation setzt. Wenn Genette in seiner Begrifflichkeit an dieser systematischen Stelle von der ‚Grenze‘ zur „Schwelle“⁹ wechselt, dann ist das keine begriffliche Inkohärenz. Stattdessen bildet sie die Ambiguität dieser ontologischen Operation ab.¹⁰

Die Struktur der Differenz, die dem Erzählen im Moment der Vermittlung inhärent ist, ist gleichzeitig *das* definitorische Strukturmerkmal der Fiktion. Dass Welt sich durch eine Grenze konstituiert, ist nur dann denkbar, wenn man von einem Modell der – wie es Elena Esposito mit Rückgriff auf Niklas Luhmann nennt – „Realitätsverdoppelung“¹¹ ausgeht. Esposito führt in ihrer Studie zur *Fiktion der wahrscheinlichen Realität* (2007) aus, inwiefern letztlich jede Form der Darstellung eine solche Realitätsverdoppelung bildet;¹² umgekehrt kann der Bereich der Realität damit aber immer überhaupt erst von der Verdop-

⁸ Siehe bspw. die Typologie, die Bartsch/Bode 2019, 35–40, hinsichtlich der Unterscheidung von sprachlogischer Ebene (dort: Diegese) und ontologischer Welt vorschlagen.

⁹ Genette 2010, 147.

¹⁰ Siehe Pierstorff 2019.

¹¹ Esposito 2007, 7, die sich wiederum auf Luhmann bezieht, vgl. Luhmann 2000, 58–64.

¹² Eine ähnliche Argumentation findet sich bei Genette im *Frontières*-Aufsatz, wenn er die Begriffe ‚Diegesis‘ und ‚Mimesis‘ gleichsetzt, vgl. Genette 1976, 4.

pelung her gedacht werden.¹³ Fiktion bezeichnet mit Esposito demnach ganz grundsätzlich das Phänomen, dass Welt in der Darstellung immer nicht ‚die reale Welt‘ ist. Umgekehrt ist Welt aber erst Welt qua Darstellung.¹⁴ Fiktionale Erzählliteratur ist als eine Form literarischer Darstellung ebenfalls der Realitätsverdoppelung zuzurechnen. Darüber hinaus ist sie in besonderer Weise dazu geeignet, die Realitätsverdoppelung selbst zu reflektieren: zum einen – wie Esposito es als Merkmal des modernen Romans anführt – über weitere Realitätsverdoppelungen im Bereich der erzählten Welt,¹⁵ zum anderen aber auch durch die besondere Anlage der narrativen Struktur. Indem der dreistelligen narrativen Struktur selbst eine solche Differenz eingetragen ist, wiederholt sich damit die ‚Realitätsverdoppelung‘ im Bereich der narrativen Darstellung. Erzählen bringt demnach nicht nur erzählte Welten hervor, sondern bildet in seiner Struktur die Differenz ab, die Welt konstituiert.

Indes ist Welt mehr als eine Struktur. Denn mit dem Fokus auf den Operationen, die diese ontologischen Strukturen stiften, ist Welt immer abhängig von Darstellung. Als narratologische Kategorie ist Welt, und zwar unabhängig von einem historisch variablen Verständnis des Begriffs, ohne Begrenzung nicht denkbar. Dieses Strukturmerkmal bestimmt die Darstellung von Welt durch die Begriffsgeschichte hindurch. Ob in der theologischen Tradition zeitlich oder räumlich als begrenzte Lebenszeit bzw. begrenzter Lebensbereich der sterblichen Menschen, in der naturwissenschaftlichen Tradition als begrenzte Erkenntnis des Individuums, oder auch in den metaphorischen Verwendungsweisen gedacht, die alle auf Vorstellungen von Bereichen einer gewissen Eigengesetzlichkeit zielen – die Grenze ist das konstitutive Strukturmerkmal.¹⁶ Somit steht mit dem Differenzieren als der ersten und basalen Operation der ontologischen Erzählfunktion, an der sich die erzählte Welt konturiert, der ontologische Begriff der Einheit zur Disposition. Als einer der großen metaphysischen Begriffe ruft die Einheit Vorstellungen eines gesicherten Sinnzusammenhangs auf,¹⁷ der zweifellos sowohl für einen modernen Weltbegriff als auch für fiktionale Welten grund-

¹³ Vgl. Esposito 2007, 120.

¹⁴ Vgl. Esposito 2007, 70f. Esposito verwendet in der Regel nicht den Begriff der Welt, sondern den der Realität, wobei sie keine Differenzierung vornimmt. An der Überlegung, dass Realität geordnet nur in Darstellung verfügbar ist, setze ich den Begriff der Welt an.

¹⁵ Vgl. Esposito 2007, 17f.

¹⁶ So ist auch im umfangreichen Eintrag des *Deutschen Wörterbuches* zur „welt“ die Grenze das Merkmal, das von der wörtlichen Bedeutung, abgeleitet vom lateinischen *saeculum* und *mundus* (bzw. altgriechisch *aión* und *kósmos*), die übergreifende, umfassende räumliche und zeitliche Ordnung der Menschheit auf andere Bereiche übertragbar macht, nämlich für „einen in sich geschlossenen bezirk verschiedener art“ (DWB, Bd. 28, 1459).

¹⁷ Vgl. allgemein Hadot/Flasch/Heintel 1972.

sätzlich nicht adäquat ist. Neben dieser metaphysischen Variante umfasst der Begriff aber eben auch jede Form eines in sich zusammenhängenden Bereichs, der eine Einheit neben anderen Einheiten zu bilden in der Lage ist. Jedoch – und das ist der Mehrwert eines narratologischen Weltbegriffs – ist diese Einheit Ergebnis einer Operation der Differenz, wenn sie nicht an dieser Operation verworfen wird. Vor dem Hintergrund eines solchen Weltbegriffs, der auf der Differenz basiert, muss das ontologische Problem der Einheit immer schon von der Zweiheit her adressiert werden. Konfrontiert man die narratologische Kategorie der erzählten Welt somit zum einen mit der grundsätzlichen Abhängigkeit von Darstellung und zum anderen mit der systemtheoretischen Formulierung von Fiktion als Realitätsverdoppelung, dann zeigt sich, dass die Einheit der erzählten Welt nicht vorausgesetzt werden kann, sondern die Differenz die Bedingung ihrer Möglichkeit ist, unabhängig davon, ob die erzählte Welt insgesamt auf ein Konzept der Einheit hin ausgerichtet ist oder nicht. Im Differenzieren besteht also die basale Operation der ontologischen Erzählfunktion.

3.2 Singulieren: Singularität

Die zweite Operation der ontologischen Erzählfunktion ist das Singulieren. Wenn Welt von der Darstellung zur Anschauung führt, ist sie ohne das Einzelne nicht zu denken. Die Struktur der erzählten Welt kommt dadurch zustande, dass sich im Erzählen Singularität und Pluralität gegenseitig konstituieren. Diese Operation legt also eine mereologische Basis des Erzählens offen, die nötig ist, um überhaupt Entitäten und einzelne Daten einzuführen, welche die erzählte Welt ausdifferenzieren. Somit etabliert jedes Erzählen immer auch eine eigene Ontologie, indem es die Entitäten und Daten der erzählten Welt festlegt und somit die Möglichkeit der narrativen Bezugnahme schafft.¹⁸ Gleichzeitig ist die Operation des Singulierens insofern mit der Operation des Differenzierens verbunden, als sie überhaupt erst Positionen der narrativen Struktur unterscheidbar werden lässt.

Genette bringt in seinem Beitrag *Frontières du récit* zum berühmten achten Heft der *Communications* von 1966, der eine Art Vorstudie für die späteren umfangreichen Ausführungen darstellt, die ontologischen Indikatoren des Erzählens in Verbindung mit Verfahren der Beschreibung.¹⁹ Genette lässt in diesem Aufsatz

¹⁸ Vgl. die Typologie der ‚world builders‘ bei Werth, die räumliche und zeitliche Daten sowie einzelne konkrete Entitäten umfassen, Werth 1995, 76 f.

¹⁹ Vgl. Genette 1966, 156 f.

die drei Begriffspaare *Diegesis* und *Mimesis*, *Erzählung* und *Beschreibung* und schließlich *récit* und *discours* kollidieren, indem er auf Abgrenzungsschwierigkeiten hinweist. Um zu zeigen, inwiefern das Erzählen nicht ohne das Beschreiben auskommt, führt er Argumente ins Feld, die auf das Singulieren als Operation der ontologischen Erzählfunktion hinweisen: Die Substantive eines narrativen Satzes könnten als beschreibend verstanden werden „by the sole fact that they designate animate or inanimate *beings*“.²⁰ Das Verb ‚désigner‘, das Genette wählt, um den ontologischen Effekt der Grammatik zu beschreiben, verbindet dabei bereits beide Dimensionen: die deiktische Setzung und die Bezeichnung,²¹ die im Deutschen mit dem Begriffspaar Nennen und Benennen wiedergegeben werden können. Das Erzählen basiert somit immer auf der Beschreibung als Darstellung einzelner belebter oder unbelebter Gegenstände, womit die beschreibende Grundlage des Erzählens auch als ontologische Implikation verstanden werden kann. „Perhaps this is so because objects can exist without movement, but not movement without objects“,²² vermutet Genette. Obwohl für ihn das Einzelne in diesem Zusammenhang keine Kategorie ist, weil auch die Überlegungen zu den ontologischen Implikationen des Erzählens nur eine Nebenbemerkung darstellen, führt dieser Zusammenhang zu den Phänomenen, die Träger dieser Implikationen sind: Auf der morphologischen Ebene sind das zunächst Substantive, aber auch bestimmte Verbformen und unter rhetorischen Gesichtspunkten gehören dazu die Figuren aus der Gruppe der *Amplificatio*, und zwar insbesondere der *Enumeratio*.

Auf der Ebene der Diskursphänomene ist die Operation des Singulierens eng verbunden mit dem grammatischen Numerus, in dem die Möglichkeit angelegt ist, grammatisch einzelne Elemente und Ereignisse zu differenzieren. Dabei stellt sich die Relevanz dieser grammatischen Struktur in Bezug auf fiktionales Erzählen grundsätzlich anders dar als für die Frage nach der erkenntnistheoretischen Relevanz solcher grammatischen Strukturen in der Sprache. Während in der Sprachphilosophie darüber nachgedacht wird, was sich für ein Zugang zur Realität in dieser Struktur abbildet und was diese grammatische Kategorie ontologisch gewendet repräsentiert – bzw. noch radikaler: ob sie überhaupt repräsentiert –,²³ stellt sich diese Frage für das fiktionale Worldmaking in dieser Form nicht, weil die Welten narrativ erzeugt werden und somit von den sprachlichen Strukturen

²⁰ Genette 1976, 5, Herv. C.P.; „du seul fait qu'ils désignent des êtres animés ou inanimés“ (Genette 1966, 156).

²¹ Vgl. Trésor de la langue Française informatisé (TLFi): „désigner“.

²² Genette 1976, 6; „peut-être parce que les objets peuvent exister sans mouvement, mais non le mouvement sans objets“ (Genette 1966, 157).

²³ Vgl. Leiss 2012, 18–68.

abhängen. Vielmehr führen die grammatischen Phänomene des Numerus ontologische Differenzierungen in die erzählte Welt ein, die auf einer Struktur der Teilbarkeit beruhen. Figuren, Gegenstände oder Ereignisse zu erzählen bedeutet, das Einzelne als Teil einer Welt und in Beziehung zu dieser Welt auszumachen. Die Operation des Singulierens hat demnach die Aufgabe, verschiedene Positionen innerhalb eines raumzeitlichen Koordinatensystems zu markieren.

Obwohl die Operation des Singulierens auf einzelne Entitäten und Daten ausgerichtet ist, spielen dabei verschiedene mereologische Strukturdispositionen bereits eine Rolle und halten wiederum die umgekehrte Bewegung einer Zusammenfassung zu (Teil-)Mengen bereit. Für diese Strukturen ist nicht allein der grammatische Numerus zuständig, sondern darüber hinaus lassen sich auch Substantive in ihrer mereologischen Logik unterscheiden, also im Hinblick auf die Teil-Ganzes-Strukturen, die sie indizieren.²⁴ Die Linguistik bietet verschiedene Merkmalsoppositionen an, mit deren Hilfe Substantive eingeordnet werden können, um ihre mereologischen Relationen zu beschreiben. Zunächst lassen sich grundsätzlich zählbare und nichtzählbare Nomina unterscheiden: Während Massennomina oder Kontinuativa nicht zählbare Mengen anzeigen, zu denen etwas hinzugefügt werden kann, ohne dass diese Veränderung grammatisch angezeigt wird, werden bei zählbaren Nomina, den Individuativa, Hinzufügungen grammatisch durch Pluralbildung angezeigt. Darüber hinaus lassen sich die Massennomina durch die Opposition von homogen und inhomogen weiter unterscheiden, und zwar in homogene Stoffnomina und inhomogene Kollektivnomina, von denen letztere zählbare Teile anzeigen, also ‚sekundär‘ zählbar sind.²⁵ Auf diesen grammatischen Strukturen beruht auch die Operation des Singulierens, die somit neben einer bloßen Numerusdifferenz verschiedene Teil-Ganzes-Relationen einführt.

Die grammatischen Strukturen und mereologischen Logiken dessen, was die Linguistik als Lexikoneintrag bezeichnet, reichen jedoch allein nicht aus, um die konstitutive Funktion des Singulierens für die erzählte Welt zu beschreiben. Die Darstellung einzelner Elemente tendiert zu einer Sprachverwendung des Nennens, während die konstitutive Funktion des Einzelnen für ein Worldmaking von der narrativen Darstellung abhängt. Die Struktur dieses Verfahrens steht ebenfalls in enger Verbindung zur rhetorischen Amplifikationsfigur der Enumeratio: Einzelne Elemente werden ausdifferenziert und in eine Reihe gestellt.²⁶ Bei Quintilian noch auf die Dispositio der Rede bezogen und keine eigenständige Figur,

²⁴ Vgl. Werner 2012, 7 f.

²⁵ Vgl. Werner 2012, 7 f.

²⁶ Vgl. Lausberg 2008, § 671.

verschiebt sich die Bezeichnung der Enumeratio in der Theoriebildung der modernen Rhetorik mehr zur Form der Aufzählung gleichrangiger Elemente selbst.²⁷ Sabine Mainberger hat in ihrer Studie zur *Kunst des Aufzählens* (2003) den Zusammenhang von Nennen, Aufzählen und Erzählen aufgezeigt. Sie führt anhand verschiedener Formen der Aufzählung vor, wie diese die Struktur eines „vielheitliche[n] Ganze[n]“²⁸ entfalten. „Sie [die Aufzählungen, C.P.] alle konstituieren, organisieren und präsentieren jeweils eine Vielheit – wovon auch immer; dabei zeigen sich die einzelnen Elemente dieser Pluralität als einzelne wie auch als zugehörig zu einem Ensemble“.²⁹ Dabei steht mit der Operation des Singulierens eine topische Organisation der Amplificatio im Zentrum, weil mit ihr auf eine Ordnung gezielt wird, die einzelne Entitäten und Daten als Teile differenziert. Als rhetorisches Format des Singulierens leistet die Enumeratio eine räumlich zu denkende Ordnung, die Welt und einzelne Welt-daten verbindet. Dergestalt bildet die Form der Aufzählung eine Matrix für das Worldmaking: als Struktur einer geordneten Menge von Daten.

Gleichzeitig lässt die Aufzählung als Matrix für die Operation des Singulierens die performative Dimension des Erzählens in den Vordergrund treten. Denn in der reinen Aufzählung von Konkreta tritt die performative vor die bezeichnende Funktion, wodurch die Sprache gestisch wird:

Die Phänomenologie des Zeigens macht deutlich, daß auf etwas zeigen und jemanden mit seinem Namen anreden korrespondierende Gesten sind. Aufzählungen, in denen die Sprache fragmentiert ist und die Wörter wie Namen behandelt werden, sind deiktisch; sie sagen nichts über das Genannte, weisen nur auf es hin, damit es anderes von sich zu erkennen gebe, als jede Beschreibung vermitteln könnte.³⁰

Die Aufzählung etabliert so eine deiktische Geste, in welcher der Erzählakt in Erscheinung tritt. Obwohl die narrative Darstellung in der Regel eben nicht (nur) aufzählend verfährt, liegt die Aufzählung dem Worldmaking insofern als Matrix zugrunde, als die Operation des Singulierens auf ihr beruht. In der Matrix der Aufzählung entfaltet die ontologische Erzählfunktion die erzählte Welt qua Singularitäten.

Die Operation des Singulierens adressiert den philosophischen Begriff des Einzelnen, der immer wieder als die Weise des Seins überhaupt verstanden wurde. Aristoteles' essenzialistische Ontologie stützt sich wesentlich auf das Einzelne, das er in seiner Kategorienschrift das ‚erste‘, nämlich substanzielle

²⁷ Vgl. Schöpsdau 1994, 1232f.

²⁸ Mainberger 2003, 8.

²⁹ Mainberger 2003, 7.

³⁰ Mainberger 2003, 117.

Sein (*proté ousía*), „das den Eigenschaften zugrunde liegende Einzelding“³¹, nennt. Dort nimmt er es zur Grundlage, um verschiedene Kategorien zu unterscheiden, mit denen das Sein erfasst werden kann. Es umfasst neben dem ersten, substanziellen Sein auch ein ‚zweites Sein‘, das relational vom ersten abhängig ist, wenn es an diesem – akzidentiell – in Erscheinung tritt.³² Der Begriff *ousía* ist dabei bereits bei Aristoteles weniger eine definitorische Bestimmung als vielmehr Schauplatz des Nachdenkens über das konkrete Einzelding in seiner Relativität zu Allgemeinbegriffen, wie in der Aristoteles-Forschung anhand der begrifflichen Differenzen zwischen der Kategorienschrift und seiner Metaphysik diskutiert wurde.³³ Der Begriff bezeichnet aber den Einsatzpunkt des Nachdenkens über das Sein, das er als Etwas-Sein vorstellt und das Aristoteles dann anhand von Kategorien beschreibbar machen möchte.

Dieses ontologische „Koordinatensystem“³⁴ ist deshalb so wichtig, weil es als Beschreibungsangebot die kritische wie weiterentwickelnde Rezeption durch die Philosophiegeschichte hindurch leitet.³⁵ Unabhängig davon, welche Gewichtung dieser Begriffe in der Rezeption vorgenommen, das heißt, welcher Ebene Priorität eingeräumt wurde,³⁶ ist das Nachdenken über gegenständliches Sein in Relation zu verschiedenen ‚Seinendheiten‘, also komplexen ontologischen Strukturen, stets darauf bezogen. Christian Kanzian fasst im *Handbuch der Ontologie* (2020) die Begriffe zusammen, die dafür bereitstehen und anhand derer die konfliktreiche Rezeption um das Sein vonstattengeht: „Wir können also bei Abstrakta zwischen individuellen und universalen unterscheiden [...] und sie allesamt den Konkreta gegenüberstellen, die auch als Partikularien oder konkrete Individuen bezeichnet werden“.³⁷

Weil sich die philosophische Frage nach dem Einzelnen in Bezug auf erzählte Welten grundsätzlich anders darstellt, kann es einer ontologischen Narratologie mithin nicht darum gehen, ein philosophisches ‚Bekenntnis‘ abzulegen oder sich in der Frage nach einer Priorität festzulegen. Vielmehr geht es darum, aufzuzeigen, welche ontologischen Begriffe eine Operation des Singulierens adressiert, die für das Worldmaking konstitutiv ist. Diese Perspektive kehrt die Diskussion um, inwiefern die aristotelischen Kategorien Sprache, Denken und

31 Fluck 2015, 13.

32 Vgl. Schmitt 2020, 27–30. Vgl. Hübner 2011.

33 Vgl. überblicksartig Schmitt 2020. Siehe stellvertretend Fluck 2015.

34 Schmitt 2020, 27.

35 Vgl. Schmitt 2020, 27–29.

36 Siehe überblicksartig Hübner 2011; Schmitt 2020, 28.

37 Kanzian 2020, 389.

Sein engführen oder grundsätzlich verwechseln,³⁸ und interessiert sich dafür, welche ontologischen Strukturen sprachlich und narrativ in Form der Operationen etabliert werden. Sie ist sozusagen von der metaphysischen Gretchenfrage befreit, wenn sie stattdessen eine solche Priorität höchstens in der spezifischen Faktur des Worldmaking einzelner Texte, Autor*innen oder Epochen auszumachen versucht.

Das Einzelne als ontologischer Effekt der Operation des Singulierens ist deshalb notwendig für das Worldmaking, weil die raumzeitliche Anschauung von den einzelnen Daten und Entitäten abhängt. Dennoch ist es unauflösbar mit weiteren ontologischen Operationen verbunden, die im Erzählen ineinandergreifen und die weitere ontologische Begriffe ins Spiel bringen. An das Einzelne knüpfen sich nämlich Probleme, die mit diesem philosophiegeschichtlich in Verbindung stehen, insbesondere das der Individualität oder der Identität. Gerade die Abgrenzung der Singularität von Individualität, um die es mit der folgenden Operation – dem Detaillieren – noch gehen soll, wurde dabei nicht immer klar gezogen.³⁹ Deshalb ist auch der ontologische Begriff des Einzelnen, der mit dieser Operation adressiert wird, stets in Relation zu denken. Folglich ist in den Überlegungen zur Individualität immer eine doppelte Perspektive angelegt, die zwei unterschiedliche Probleme fokussiert: Zum einen ein vornehmlich zahlenrelationales Argument, in der das Einzelne als Datum zunächst nur über die Zahlenrelation bestimmt ist (Singularität), zum anderen die Frage danach, was das Einzelne vor anderen Einzelnen auszeichnet und als solches unterscheidbar macht (Individualität).⁴⁰

3.3 Detaillieren: Individualität

Die dritte Operation der ontologischen Funktion des Erzählens ist das Detaillieren, in der sich die Tendenz des Erzählens zum Einzelnen ausdrückt. Denn erzählte Welten konstituieren sich nicht durch umfassende oder gar vollständige Listen einzelner Weltdaten. Stattdessen zeichnet die erzählte Welt in ihrem Funktionszusammenhang zum Erzählen ein stärkerer oder weniger starker Fokus auf einzelne Objekte, Figuren, räumliche Elemente oder Ereignisse aus. Entsprechend bestimmt das Detaillieren anders als das Singulieren das Einzelne also nicht bloß zahlenmäßig, sondern entfaltet es in seinen Bestandteilen

³⁸ Vgl. Schmitt 2020, 30.

³⁹ Vgl. Strub 1995.

⁴⁰ Vgl. Lorenz 2008.

und gegebenenfalls auch Eigenschaften. Dabei operiert es aber ebenfalls relational: Die Teil-Ganzes-Relation, welche die Operation des Detaillierens organisiert, setzt dabei an den einzelnen Entitäten der erzählten Welt an.

Die Daten einer erzählten Welt stehen nie gleichgeordnet nebeneinander. Welten zu erzählen bedeutet folglich immer, dass im Erzählen einzelnen Elementen mehr narrative Aufmerksamkeit als anderen zuteilwird, wodurch einzelne Daten und Entitäten verdichtet werden. Diese Aufmerksamkeit drückt sich zunächst als Zahlenverhältnis aus, und zwar zwischen den Entitäten der erzählten Welt und der Darstellung. Auch diese Operation lässt sich mit Genettes Überlegungen zur narrativen Rolle des Beschreibens in Verbindung bringen. Nachdem er in seinem Aufsatz *Frontières du récit* gezeigt hat, dass die Unterscheidung von Erzählen und Beschreiben schon allein deshalb schwierig ist, weil die ontologische Basis einer jeden Beschreibung – nämlich Entitäten zu differenzieren – gleichermaßen einem jeden Erzählen zugrunde liegt, schlägt er vor, Erzählen und Beschreiben als verschiedene ‚Einstellungen‘ gegenüber der erzählten Welt zu begreifen:

These two types of discourse may thus be considered two antithetical attitudes toward the world and existence, the one more active and the other more contemplative and thus more poetic (according to the traditional equivalence). But from the standpoint of modes of representation, to recount an event and to describe an object are two similar operations which put the same resources of language into play.⁴¹

Genette geht es an dieser Stelle zwar um eine Unterscheidung der Darstellungsverfahren. Dennoch lässt sich daraus auch das Profil der ontologischen Erzählfunktion ableiten, wenn Genette die beiden Typen der Darstellung – Erzählen und Beschreiben – als verschiedene ‚Einstellungen‘ der Darstellung zur erzählten Welt fasst. Die Operation des Singulierens leistet die Verbindung, indem sie das Einzelne überhaupt vorstellt: „to recount an event“, während für das Ereignis, das Genette als Größe der erzählten Welt behandelt, bereits eine komplexe Struktur konzipiert wird, für die Singulieren und Detaillieren zwangsläufig immer schon ineinandergreifen.

Die Operation des Detaillierens, die sich in ihren Phänomenen mit dem deckt, was Genette als Beschreiben bezeichnet, geht über das Benennen des Einzelnen hinaus. Letztlich liegt der Unterscheidung dieser beiden ‚Einstellungen‘ die Vorstellung einer Zahlenrelation zugrunde. Während die Operation des

⁴¹ Genette 1976, 7. „Ces deux types de discours peuvent donc apparaître comme exprimant deux attitudes antihétiques devant le monde et l’existence, l’une plus active, l’autre plus contemplative et donc, selon une équivalence traditionnelle, plus ‚poétique‘. Mais du point de vue des modes de représentation, raconter un événement et décrire un objet sont deux opérations semblables, qui mettent en jeu les mêmes ressources du langage“ (Genette 1966, 158).

Singulierens sich durch ein 1:1-Verhältnis von Diskursphänomenen und Entitäten der erzählten Welt auszeichnet, kippt das Verhältnis mit der Operation des Detaillierens. Es wendet auf der Ebene des narrativen Diskurses mehr Elemente auf, um eine Entität der erzählten Welt darzustellen. Genette versteht die narrative Darstellung letztlich immer als Ereignisdarstellung, in der die Entitäten der erzählten Welt in der Regel als Bestandteile der Ereignisse präsentiert werden, wohingegen deskriptive Passagen eine Art Negativfolie von Ereignissen bilden. Die narrative Darstellung von Ereignissen umfasst dabei beide Operationen, weshalb die von mir vorgeschlagene Typologie vornehmlich eine Differenzierung der ineinandergreifenden Tendenzen im Hinblick auf die ontologischen Strukturen vornimmt, die diese anzeigen.

Dass Genette in der Ausformulierung seiner Erzähltheorie Diskurs und Geschichte über eine solche Zahlenrelation in Beziehung setzt, wird vor allem in seinen Ausführungen zu zeitlichen Strukturen der Dauer deutlich. Die Geschwindigkeit des Erzählens bemisst Genette mithilfe einer Skala, die über die Hilfskonstruktion der Erzählzeit Elemente *von discours* und *histoire* miteinander in Beziehung setzt:

- Pause: $ZE = n, ZG = 0$. Also: $ZE \infty > ZG$
- Szene: $ZE = ZG$
- Summary: $ZE < ZG$
- Ellipse: $ZE = 0, ZG = n$. Also: $ZE < \infty ZG$.⁴²

Die Skala, die Genette hier abbildet, formalisiert das Verhältnis von Erzählzeit und erzählter Zeit, wobei bezeichnenderweise genau der Umschlagpunkt vom zeitdeckenden Erzählen zur so genannten ‚Pause‘ übersprungen wird.⁴³ Dass die Konstruktion dieser doppelten Zeitlichkeit problematisch ist, und zwar an beiden Positionen, ist in der narratologischen Theoriebildung ausführlich diskutiert worden.⁴⁴ Dennoch scheint die Vorstellung der Zahlenrelation auf zentrale Operationen des Worldmaking hinzuweisen, die sich letztlich genau im

⁴² Genette 2010, 59. ZE steht für die Zeit des Erzählens, ZG für die Zeit der Geschichte.

⁴³ In ihrer Aufbereitung dieser Skala wirken Martínez und Scheffel diesem Ungleichgewicht entgegen und erweitern sie um die ‚Dehnung‘, ohne das grundsätzliche Problem des Maßstabs zu reflektieren, vgl. Martínez/Scheffel 2019 [1999], 42–47.

⁴⁴ Für einen Überblick siehe Scheffel/Weixler/Werner 2014. Während bei Genette die Relationalität der Erzählzeit und ihr Status als Konstruktion – als „Pseudo-Zeit“ (Genette 2010, 18, Herv. im Original) – klar benannt wird, ist die eher anwendungsorientierte Rezeption dazu übergegangen, die Erzählzeit in Seiten (oder Stunden) zu bemessen, markiert also das unauf lösbare Problem, das in der Struktur der Fiktion begründet liegt, mit einem Kategorienfehler; siehe bspw. Lahn/Meister 2016, 35; Martínez/Scheffel 2019 [1999], 221.

Umschlag von einem Verhältnis der ‚Szene‘ zu einem der ‚Pause‘ differenzieren: das Singulieren und das Detaillieren.

Genette ist sich dabei bewusst, dass die Vorstellung dieses Verhältnisses von zeitlicher Dauer auf problematischen Konstruktionen basiert. Zur Bestimmung des ‚Nullpunkts‘ im Sinne eines Entsprechungsverhältnisses von 1:1 umgeht er das Problem der Konstruktionen deshalb mithilfe eines Ebenenwechsels, der gleichzeitig einen Moduswechsel bedeutet: Die ‚Szene‘ stehe „meist in Form eines Dialogs, in der, wie wir sahen, eine konventionelle Gleichheit von Erzählzeit und erzählter Zeit vorliegt“.⁴⁵ Während die Erzählung von Ereignissen durchaus eine Zuordnung entsprechend der Skala zulässt und so bestimmte ‚Geschwindigkeitseffekte‘ produziert, besitzt sie gerade im ‚Nullpunkt‘ einen blinden Fleck. Eine Deckungsgleichheit von Diskurselementen, in denen Genette die Erzählzeit berechnet, und erzählten Ereignissen, deren zeitliche Ausdehnung ebenso schwer festzumachen ist, kann Genette nur denken, indem er von der Erzählung von Ereignissen zur Erzählung von Worten wechselt. Letztlich kann nur eine Naturalisierung des Erzählens als Sprechakt (*narration*) den Maßstab für den Umschlagpunkt bereitstellen: Ein in der erzählten Welt geäußertes Wort entspricht einem im Diskurs abgebildeten Wort. Genettes Moduswechsel zeigt, dass sein System doppelter Zeitlichkeit genau an dieser Stelle versagt, wo die narrative Vermittlung unhintergebar scheint, weil eine 1:1-Entsprechung keinen Maßstab besitzt.

Diese ‚Leerstelle‘ in der narrativen Darstellung von Ereignissen führt zu Genettes Überlegungen zur narrativen Mimesis, womit er in Abgrenzung von der traditionellen Gegenüberstellung der Begriffe Mimesis und Diegesis die Mimesis in den Bereich der Diegesis überführt.⁴⁶ Er lotet mit dem Mimesis-Begriff die verschiedenen Maßstäbe des Worldmaking aus: Für den Bereich der „Erzählung von Worten“ setzt er einen anderen an als für den der „Erzählung von Ereignissen“.⁴⁷

Der Gegensatz *Diegesis/Mimesis* führt einen also zu der Aufteilung in Worte und Ereignisse, wo er klarere Bemessungsgrundlagen erhält: In der Erzählung von Worten bemisst er sich an dem Grad der Buchstäblichkeit in der Wiedergabe der Reden; in der Erzählung von Ereignissen an dem Grad des Zurückgreifens auf gewisse Verfahren [...] zur Erzeugung der *mimetischen Illusion*.⁴⁸

⁴⁵ Genette 2010, 59.

⁴⁶ Vgl. Genette 2010, 104.

⁴⁷ Genette 2010, 105.

⁴⁸ Genette 2010, 199 f., Herv. im Original. „L’opposition *diégésis/mimésis* conduit donc à la répartition événements/paroles, où elle se réfracte sur des bases plus saines: dans le récit de paroles, selon les degrés de littéralité dans la reproduction des discours; dans le récit d’événements, selon les degrés de mimétisme dans la reproduction des événements.“

Während nur die Mimesis der Erzählung von Worten überhaupt im engeren Sinn als Mimesis verstanden werden könnte und dort das Worldmaking auf eine 1:1-Entsprechung hin ausgerichtet ist,⁴⁹ ist die „*Mimesis-Illusion*“ der Erzählung von Ereignissen eben gerade darauf angewiesen, „möglichst detailliert, präzise oder ‚lebendig‘ [zu] erzählen“.⁵⁰ Die Mimesis-Illusion, wie Genette die Ausgestaltung einer erzählten Welt in ihrer Welthaftigkeit nennt,⁵¹ ist folglich von rhetorischen Verfahren der Evidentia abhängig.⁵²

Gerade das Detail spielt in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle, weil es den Fluchtpunkt in der arithmetischen Logik der Operationen des Singulierens und des Detaillierens darstellt. Ein Fluchtpunkt ist das Detail, weil das Prinzip des Detaillierens zwar auf eine Quantität hin ausgerichtet ist, jedoch eine Maximalgrenze kontinuierlich verschoben wird: Jedes noch so kleine Detail kann immer noch weiter ausgeführt werden. Nimmt man den semantischen Aspekt der Größenrelation ernst, die im Begriff des Details angelegt ist, umfasst die Operation des Detaillierens auch das Skalieren. In seiner Ausführung, warum das Beschreiben die Grundlage eines jeden Erzählens darstellt, stützt Genette sich eher auf die topische Organisation der Amplificatio, die Enumeratio,⁵³ auf der die Operation des Singulierens basiert, und weniger auf eine proliferierende Form der Amplificatio, wie sie für die Operation des Detaillierens kennzeichnend ist und die in der Rhetorik in der Regel als Distributio bezeichnet wird.⁵⁴ Proliferierend ist sie deshalb, weil sie nicht nur einzelne, gleichgeordnete Entitäten aufzählt, sondern eine Unabschließbarkeit andeutet, indem sie ein Ganzes „in kleinste Vorgangs- oder Gegenstandseinzelheiten“⁵⁵ zerlegt. Wenn aus Genettes Überlegungen zum Detail die beiden Operationen von Singulieren und Detaillieren abgeleitet werden können, greifen dabei zu-

ments, selon le degré de recours à certains procédés [...] générateurs de l'*illusion mimétique*“ (Genette 1983b, 78 f., Herv. im Original).

49 Hier wird deutlich, dass Genette nicht zwischen verschiedenen sprachlichen Medien unterscheidet, vor allem, wenn er im *Frontières*-Aufsatz der Erzählung von Worten den mimetischen Charakter grundsätzlich abspricht, weil sie nicht mehr mimetisch, sondern identisch sei, vgl. Genette 1976, 5.

50 Genette 2010, 104, Herv. im Original. Zu diesem doppelten Maßstab vgl. Zipfel 1998, 175.

51 Zur Nähe des Mimesis-Begriffs zum Fiktionsbegriff bei Genette siehe Zipfel 1998, 178.

52 Für eine Typologie der bildgebenden Verfahren siehe Berndt 2014.

53 Die implizite oder explizite Setzung einzelner Konkreta ist für Genette das entscheidende Argument („objects solely in their spatial existence“, Genette 1976, 5), wovon die weitere Beschreibung dieser Konkreta dann letztlich noch zu unterscheiden wäre, was für seine Argumentation jedoch nebensächlich ist, vgl. Genette 1976, 5f.

54 Vgl. Lausberg 2008, § 813.

55 Lausberg 2008, § 813.

gleich zwei Formen der Amplificatio ineinander. Während die Distributio in der Rhetorik eine „Entfaltung einer Einheit“⁵⁶ meint, also vom Ganzen ausgeht und von dort zu den Teilen oder seinen Qualitäten übergeht, verhält es sich mit der Operation des Singulierens tendenziell umgekehrt. Das Ineinandergreifen ist dabei mehr als symptomatisch, schließlich ist die erzählte Welt eben kein ‚Ganzes‘, das in einzelne Elemente distribuiert wird. Vielmehr tendiert die narrative Darstellung ausgehend vom Einzelnen als Teil der erzählten Welt zu einer Struktur, die eine Welt anzeigt oder andeutet.⁵⁷

Konstitutiv ist das Detail – und darin folgt Genette Roland Barthes’ *L’effet de réel* (1968) – für die erzählte Welt in seiner Welthaftigkeit, weil es ‚Wirklichkeit‘ dadurch anzeigt, dass es die Geschichte im engeren Sinn, verstanden als motivierte Ereignisfolge, ex negativo konstituiert.⁵⁸ Das Detail ist das, was im Hinblick auf eine Ökonomie der Handlung ‚zu viel‘ ist und deshalb Wirklichkeitseffekte hervorbringt: Es „dient zu nichts, die Erzählung erwähnt es scheinbar nur, weil *es da ist*“.⁵⁹ Genette begrenzt dieses Quantitätsprinzip, das auf die Ausgestaltung der erzählten Welt zielt, zwar nicht, aber er setzt es in Konkurrenz zur Handlung, indem er den Detailreichtum der Erzählung in der Logik der doppelten Zeitlichkeit als Verfahren der Zeitdehnung aufschlüsselt.⁶⁰ Auf diese Weise werden die beiden ‚Einstellungen‘ auf die erzählte Welt gegeneinander aufgerechnet:

Every narrative includes two types of representation, although they are blended together and always in varying proportions: representations of actions and events, which constitute the narration properly speaking, and representations of objects or people, which make up the act of what we today call „description“.⁶¹

Obwohl Genette die Opposition von Erzählen und Beschreiben problematisiert und vermeintlich unter dem ‚Dach‘ des Erzählens auflöst, verharret er in densel-

⁵⁶ Kalivoda 1994, 891.

⁵⁷ Einen anderen, nämlich von der realen Welt aus konzipierten Standpunkt nimmt die literaturwissenschaftliche Possible Worlds Theory ein, die eine Unvollständigkeit der erzählten Welt annimmt respektive eine Lücke diskutiert, die in der Rezeption geschlossen wird, vgl. zu dieser Debatte Ryan 2019, 74–81.

⁵⁸ Die strikte strukturalistische Ökonomie der Erzählung, auf der Barthes’ „Wirklichkeitseffekt“ (Barthes 2006 [1968]) basiert, findet sich in seiner *Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen* ausgeführt, Barthes 1988 [1966]. Vgl. Kammer/Krauthausen 2020, 18, 44–48.

⁵⁹ Genette 2010, 105, Herv. im Original.

⁶⁰ Vgl. Genette 2010, 106 f.

⁶¹ Genette 1976, 5. „Tout récit comporte en effet, quoique intimement mêlées et en proportions très variables, d’une part des représentations d’actions et d’événements, qui constituent la narration proprement dite, et d’autre part des représentations d’objets ou de personnages, qui sont le fait de ce que l’on nomme aujourd’hui la *description*“ (Genette 1966, 156, Herv. im Original).

ben Paradigmen: Er stellt die eigentliche Erzählung („narration properly speaking“) gegen die Beschreibung („what we today call ‚description‘“), Handlung und Ereignisse gegen Figuren und Objekte, Zeit gegen Raum.⁶² Weil für Genette die doppelte Zeitlichkeit der Maßstab des Erzählens ist, bleibt diese Gegenüberstellung asymmetrisch.

Das Singulieren und das Detaillieren als zwei Operationen der ontologischen Erzählfunktion zu beschreiben, birgt die Möglichkeit, dieses Verhältnis grundsätzlich anders zu adressieren: Handlung, Ereignisse, Figuren und Objekte zu erzählen, basiert gleichermaßen auf der Operation des Singulierens, womit sie zu Daten der erzählten Welt werden. Das Detaillieren hingegen zielt auf die Erfassung dieser Entitäten in ihren Teilen und Eigenschaften,⁶³ welche die Entitäten individualisiert, gleichzeitig aber den Zugang zur erzählten Welt wahrnehmungsförmig werden lässt, indem die ontologischen Operationen einen Punkt oder gar ein semantisches Format einführen, die mit der erzählten Welt zugleich den Zugang zu ihr darstellen. In diesem Punkt des narrativen Worldmaking bedingen sich ontologische und epistemologische Erzählfunktion wechselseitig. Denn die paradoxe Struktur des Erzählakts von Setzung und Zugriff erhält mit der Wahrnehmungsförmigkeit ein epistemologisches Profil, das den Zugriff gegenüber der Setzung betont, obwohl sie gleichermaßen auf den ontologischen Operationen basiert. Eine epistemologische Erzählfunktion besteht demnach insofern, als jedes Erzählen einen spezifischen Zugriff auf die erzählte Welt formiert;⁶⁴ als ontologische Erzählfunktion stiftet das Erzählen die basalen Strukturen, auf Grund derer überhaupt von erzählten Welten gesprochen werden kann.

Die wahrnehmungsförmige Erfassung der erzählten Welt ist als Teil des Modus einer derjenigen Aspekte, welche die Zuordnungsvorschriften im Erzählen offenlegen und den Zugriff auf die erzählte Welt als epistemologische Erzählfunktion profilieren, wie Meixner ausgeführt hat.⁶⁵ Die Wahrnehmungsförmigkeit hängt von den bildgebenden rhetorischen Verfahren ab, die Genette begrifflich anzeigt: „detailliert, präzise und ‚lebendig‘“. ⁶⁶ Weil sie auf der Struktur der Amplificatio basieren, haben diese Verfahren einen doppelten Effekt: Zum einen kalkulieren diejenigen, die sich als Verfahren der Evidentia, der Veranschaulichung, subsumieren lassen, dezidiert mit (visueller) Wahrnehmung.⁶⁷ In der Folge ist das Detaillieren, das den Gegenstand in seine Eigenschaften zerlegt, stets verbunden

⁶² Vgl. Genette 1976, 5.

⁶³ Vgl. Berndt 2014, 57 f.

⁶⁴ Vgl. Meixner 2019a, 22 f.

⁶⁵ Vgl. Meixner 2019a, 43.

⁶⁶ Genette 2010, 104.

⁶⁷ Vgl. Berndt 2014, 57–59.

mit einem Index darauf, wie die Eigenschaften erfasst werden.⁶⁸ Zum anderen zielen die Verfahren nicht nur auf eine Ausgestaltung der erzählten Welt insgesamt, sondern vor allem auch auf die Individualisierung der einzelnen Objekte, Figuren und Ereignisse zu besonderen Objekten, Figuren und Ereignissen. Diese sind der Sprache ja per Definition nicht gegeben, sondern müssen erst sprachlich hergestellt werden. Insofern ist die ontologische Dimension der Individualität einer erzählten Welt abhängig von der Operation des Detaillierens.

Die Operation des Detaillierens stellt folglich das Verfahren bereit, über das sich Individualität gegenüber einer bloßen Singularität als ontologische Struktur der Einheiten einer erzählten Welt konstituiert. Damit bildet das Detaillieren als Verfahren ein Analogon zum philosophischen Konzept der Individuation, das ebendiese Bewegung vom Partikularen hin zum unterscheidbaren Partikularen, dem Individuellen, bezeichnet, nämlich:

Das Verfahren der Gliederung von Gegenstandsbereichen in partikulare Einheiten, deren Unterscheidbarkeit durch je eine eindeutig charakterisierende Bestimmung, die Einheiten so in Individuen überführend ebenfalls zur I[n]dividuation gehört und als ‚epistemologische‘ Individuation [...] zuweilen von der vorangehenden ‚ontologischen‘ I[n]dividuation [...] unterschieden wird.⁶⁹

Während sich für eine philosophische Ontologie das Detaillieren als das Erfassen einer Einheit in seiner Individualität als epistemologisches Problem stellt, das von einer zugrundeliegenden ontologischen Individualität unterschieden werden kann, fallen diese beiden Dimensionen für eine ontologische Narratologie zusammen. Die Individualität als ontologische Struktur der erzählten Welt wird im Detaillieren angezeigt, das gleichermaßen epistemologisch wie ontologisch grundiert ist. Die erzählte Welt in ihrer unterschiedlich ausgeprägten, aber stets notwendigen Konkretion stellt das Seiende als individuiertes Sein vor.

Gleichzeitig ist die Individualität, die mit der Operation des Detaillierens induziert wird, zwar angelegt, aber grundsätzlich prekär. Mit dem Problem der Individuation ist in der Philosophie zunächst ein Erkenntnisproblem verbunden, nämlich inwiefern die Individualität von Entitäten überhaupt begrifflich erschöpfend erfasst werden kann. Der narrative Diskurs hingegen stellt ohnehin stets nur begrenzt begrifflich individualisierte Entitäten dar, weil er sprachlich verfasst ist. In der narrativen Darstellung muss sich eine Individualität der erzählten Entitäten streng genommen stets entziehen; semiotisch betrachtet können die Entitäten, die narrativ hervorgebracht wer-

⁶⁸ „Detaillierungen basieren darauf, dass ein Gegenstand in seinen Eigenschaften *erfasst*, und das heißt *umgekehrt*, in seine Eigenschaften *zerlegt* wird“ (Berndt 2014, 57, Herv. C.P.).

⁶⁹ Lorenz 2008, 586.

den, eben nicht individualisiert sein, weil Sprache grundsätzlich klassifikatorisch verfährt. Die Operation des Detaillierens induziert Individualität als ontologische Struktur, indem sie eine begriffliche Erfassbarkeit der Entitäten andeutet. Individualität ist demnach nicht als solche gegeben, sondern allein in der Operation greifbar. Sie bleibt letztlich entzogen, weil sie nicht vorausgesetzt werden kann und jede noch so amplifizierende Detaillierung letztlich immer (auch) die Begrenzung einer Individuation im Worldmaking vorführt.⁷⁰ Während die Operation des Detaillierens also Individualität etabliert, indem sie die Erfassung einer Entität andeutet, setzt die deiktische Geste der Operation des Singulierens bereits eine andere Form der Individualität: die Identifizierbarkeit einer partikularen Entität in Raum und Zeit.

3.4 Identifizieren: Identität

Die vierte Operation der ontologischen Funktion des Erzählens, welche die Welthaftigkeit der erzählten Welt konstituiert, ist das Identifizieren. Auch hier handelt es sich um eine Operation, die an einer Vorstellung des Partikularen – der einzelnen Figur, einzelner Objekte und einzelner Ereignisse – ansetzt, jedoch eine zweistellige Struktur besitzt: ein Einzelnes *als* Dasselbe zu identifizieren. Mit dieser Zweistelligkeit stiftet die Operation des Identifizierens gleichzeitig Raum und Zeit der erzählten Welt und bildet dadurch die Voraussetzung für komplexe ontologische Entitäten, wie sie Ereignisse darstellen.

Bei Genette stellt sich die Frage nach den ontologischen Bedingungen der Möglichkeit von Identität der Entitäten in dieser Form nicht, jedoch basieren seine Überlegungen zur narrativen Frequenz auf dieser Vorstellung. Damit handelt es sich zunächst um ein zeitliches Problem, das „die Frequenz- oder einfacher die Wiederholungsbeziehungen zwischen Erzählung und Diegese“⁷¹ in den Blick nimmt. Genette unterscheidet drei Typen dieses Verhältnisses, das er – wie schon die Phänomene der Dauer – als Entsprechungsverhältnis der Häufigkeit misst. Die Typen lassen sich im Hinblick auf das Verhältnis wie folgt formalisieren:⁷²

⁷⁰ Zum philosophischen Begriff der Individuation und dessen Probleme siehe allgemein Hüllen 1976.

⁷¹ Genette 2010, 73.

⁷² Vgl. Genette 2010, 73f. Zur Verdeutlichung des Entsprechungsverhältnisses habe ich die Formalisierung der Typen, wie sie sich bei Genette findet, leicht abgeändert, wobei E für das Erzählen und G für die Geschichte steht.

singulatives Erzählen: 1 bzw. nE: 1 bzw. nG

repetitives Erzählen: nE: 1G

iteratives Erzählen: 1E: nG

Die Form, die Genette dabei am wenigsten interessiert, nämlich das repetitive Erzählen, ist das Phänomen narrativer Zeitgestaltung, an dem die Voraussetzung einer ontologischen Erzählfunktion deutlich wird: „*N-mal erzählen, was einmal passiert ist*“, ⁷³ so lautet die Formel bei Genette, die eine Operation des Identifizierens impliziert. Diskurs und Geschichte sind über ein Zahlenverhältnis in Beziehung gesetzt: Zwei oder mehrere ‚Erzählereignisse‘⁷⁴ erzählen dasselbe Ereignis. Damit besitzt das repetitive Erzählen zunächst die Struktur der Wiederholung, wie sie in der Rhetorik sowohl die Wiederholung von Wörtern als auch von Sätzen umfasst. Die beiden ‚Diskursereignisse‘ sind aber in einer gemeinsamen Referenz zusammengeführt. Genette setzt dabei analog zu einer – mit Hamburger gesprochen – Wirklichkeitsaussage voraus, dass ein einzelnes Ereignis als in der erzählten Welt ‚geschehenes‘ referenzialisierbar ist, obwohl er diese Möglichkeit in seiner Proust-Lektüre im Laufe des Kapitels zur Frequenz durchaus in Frage stellt.⁷⁵

Geht man jedoch nicht von einer vorgängigen erzählten Welt aus, dann stellt einen diese Definition des repetitiven Erzählens vor das Problem, dass zwei unterschiedliche Diskursereignisse oder Sequenzen jeweils ein (anderes) erzähltes Ereignis hervorbringen, weil sie nämlich abhängig von den Erzählverfahren durchaus verschiedene Ereignisse präsentieren. Über diese Diskursereignisse hinweg das erzählte Ereignis als dasselbe zu identifizieren, ist deshalb nicht als Voraussetzung gegeben, sondern muss im Erzählen erfolgen bzw. nahegelegt werden. Das repetitive Erzählen basiert damit auf einer Operation der ontologischen Erzählfunktion, welche die Wiederholungsfigur im narrativen Diskurs im Zuge des Worldmaking auf ein Datum der erzählten Welt zusammenführt.

Das rhetorische Format der Operation des Identifizierens ist damit das der Tautologie, die wörtlich übersetzt ‚dasselbe sagen‘ bedeutet.⁷⁶ Ihren Ort hat die Tautologie in der Rhetorik zunächst einmal als Vitium in der Behandlung der

⁷³ Genette 2010, 74, Herv. im Original.

⁷⁴ Letztlich muss man so etwas wie ‚Ereignisse‘ der Narration annehmen, die sich im narrativen Diskurs als Wiederholungsfigur abbilden, um diese Entsprechungsverhältnisse, die auf Zählbarkeit basieren, überhaupt denken zu können.

⁷⁵ Am deutlichsten wird das Problem der Identifizierbarkeit eines Ereignisses in Genettes Diskussion um die Abgrenzung von singulativem und iterativem Erzählen, vgl. Genette 2010, 78.

⁷⁶ Vgl. Staab 2009, 452.

Stillehre: als „Doppelbezeichnung[]“,⁷⁷ die unter anderem gegen das Stilideal der Brevitas verstößt.⁷⁸ Obwohl die Tautologie hier – wie auch in früheren Verwendungsweisen – ganz allgemein Redundanzphänomene in der Bezeichnung derselben Sache meint, sich also als relativ allgemein gefasste Sinnfigur einordnen ließe, ergibt sich dadurch – quasi als Effekt dieser Redundanz – eine Nähe zu Wiederholungsfiguren. Deshalb behandelt Quintilian auch die Tautologie im achten Buch seiner *Institutio Oratoria* erneut, in dem er sich mit dem Ornatus beschäftigt. Bereits bei Quintilian kommt es aber zu einer Vermischung der Wiederholungsstruktur auf der Bedeutungsebene (*res*) mit der auf der Ebene der *verba*, so dass er die Tautologie mit den Spielarten des Pleonasmus eingeführt.⁷⁹ Diese begriffliche Unschärfe, die den „Aspekt der buchstäblichen Wiederholung (Identität der Signifikanten) und [den] Aspekt der semantischen Äquivalenz (Synonymie)“⁸⁰ ineinander übergehen lässt, ist symptomatisch für die Begriffsgeschichte der Tautologie und lässt in ebendieser Ambiguität die Struktur des Begriffs hervortreten, um die es mir geht. Denn mit der Synonymie verwandt operiert die Tautologie zunächst auf der Seite des Signifikats und tendiert dort zu einer Identität,⁸¹ ist aber – eben anders als die Synonymie – nicht in Abgrenzung zur Wiederholungsfigur zu verstehen, die ihr Potenzial gerade auf der Basis einer Differenz in Bezug auf die *verba* entfaltet. Genau in dem breiten Spektrum, das sie abdeckt, ruft sie das Problem der Möglichkeit von Identität hervor und wirkt gegen, trotz oder vielleicht gerade zu den Bedingungen der Differenz.⁸²

Wenn also die Tautologie innerhalb der Rhetorik zwar ein bestimmtes Problem – das der Identität – aufruft und gleichzeitig relativ unanschaulich nur in seiner Struktur skizziert, dann stellt sie genau darin das rhetorische Äquivalent zu Genettes Überlegungen einer Identität dar. Während jedoch die Tautologie die Rede in ihrer Bedeutung in Form von ausschweifenden Redundanzen bedroht, stellt sie in der Narratologie die Basis für narrative Kohärenz dar: Erst wenn einzelne Ereignisse – und mit ihnen auch die Elemente, welche die Ereignisse spezifizieren – identifizierbar sind, können sie im narrativen Diskurs zu einem Geschehen und einer Geschichte verbunden werden.⁸³ Auch in der Quintilian'schen Rhetorik – jedoch unter anderen Vorzeichen – besitzt die Tautolo-

⁷⁷ Quint. IV 2, 43. Zit. nach Quintilian 2015, Bd. 1, 453.

⁷⁸ Vgl. Lausberg 2008, § 502; Quint. IV 2, 43.

⁷⁹ Vgl. Quint. VIII 3, 50.

⁸⁰ Grotz 2000, 9.

⁸¹ Vgl. Grotz 2000, 9.

⁸² Vgl. Rehbock 2009.

⁸³ Zur Staffellung dieser Begriffe siehe Martínez/Scheffel 2019 [1999], 27.

gie bereits eine Tendenz zur Narrativität. So sind die Beispiele, mit denen Quintilian den tautologischen Verstoß gegen das Stilideal der Brevitas einführt, kleine Narrative, die in ihrem ‚Wert‘ gegen eine äquivalente Aussage aufgerechnet werden: „Wenn ich sagen kann: ‚Ich habe einen Sohn im Jünglingsalter‘, ist deshalb alles einzelne überflüssig: ‚Weil ich gern Kinder wollte, nahm ich eine Frau, bekam einen Sohn, zog ihn auf und brachte ihn bis zum mannbaren Alter““. ⁸⁴ Die Tautologie lässt sich hier auf zwei Ebenen ansetzen. Zum einen reguliert sie das Verhältnis der beiden alternativen Aussagen, der längeren und der kürzeren, weil sie beide dasselbe Ergebnis bezeichnen. Zum anderen liegt aber auch der längeren, narrationsförmigen Variante eine tautologische Struktur zugrunde, indem sie das Ich zu verschiedenen Zeitpunkten identifiziert und so überhaupt Narrativität ermöglicht. Während Quintilian mit dem Vitium der Tautologie das Verhältnis der beiden Varianten als äquivalent bestimmen will, führt ebendiese Frage nach der Äquivalenz des Signifikats zu einer spezifischeren Äquivalenz, deren Basis die ontologische Operation des Identifizierens, das heißt keine bloße Äquivalenz, sondern eine Vorstellung von Referenzidentität ist.

Das Beispiel bei Quintilian macht dasselbe Problem deutlich, das auch bei Genettes Konzept der Frequenz eminent ist: die Frage, was trotz einer Differenz des Signifikats eine Identifizierbarkeit gewährleistet, so dass man sagen kann, dasselbe Ereignis werde mehrmals erzählt, obwohl die Art und Weise, *wie* es erzählt ist, und damit ja auch das erzählte Ereignis selbst, anders gestaltet sind. ⁸⁵ Die Operation des Identifizierens erfolgt demnach zu den Bedingungen der Differenz, hängt aber als Herstellung von Referenzidentität in unmittelbarer Weise mit Raum und Zeit der erzählten Welt zusammen. Ein Ereignis als dasselbe zu identifizieren, bedeutet, das zeitliche Ereignis in seiner räumlichen Konkrektion zu erfassen, an der die Zeitlichkeit in Erscheinung tritt. Dabei sind in der Regel die räumlichen Parameter ausschlaggebend, zum Beispiel die beteiligten Objekte oder Figuren und die Verortung. Indem die Entitäten identifiziert werden, entfaltet sich die erzählte Welt als raumzeitliches Kontinuum. Die Operation des Identifizierens bezieht dabei immer Raum und Zeit der erzählten Welt aufeinander: Entitäten können als dieselben identifiziert werden – entweder zum selben Zeitpunkt oder über eine zeitliche Differenz hinweg. Damit bildet das Identifizieren als Operation der ontologischen Erzählfunktion die Basis, damit es überhaupt Handlung geben kann. „Fictional discourse constructs temporal relations in the

⁸⁴ Quint. IV 2, 42. Zit. nach Quintilian 2015, Bd. 1, 453.

⁸⁵ Genette adressiert dieses Problem im Kapitel zur Ordnung, wobei auch hier eine fast schon Grice'sche Quantitätsmaxime zugrunde zu liegen scheint, wenn er feststellt, dass „interne[] Analepsen [...] leicht Gefahr laufen, redundant zu sein oder mit bereits Erzähltem zu kollidieren“ (Genette 2010, 28).

narrated world, it does not *reveal* these relations“, so Ruth Ronen in ihrer Revision Genettes.⁸⁶ Folglich basiert die Verknüpfung von Ereignissen zu Geschehen und Geschichten auf der Vorstellung einer Kontinuität, für die Figuren, Objekte und räumliche Elemente eintreten,⁸⁷ von der wiederum weitere Verknüpfungen wie Kausalrelationen abhängen.

Die raumzeitliche Kontinuität, die das Identifizieren als tautologische Referenz stiftet, basiert wesentlich auf dem deiktischen Aspekt des Erzählens. Dass die Operation des Singulierens ebenfalls mit diesem deiktischen Aspekt verbunden ist, habe ich bereits ausgeführt; mit der Operation des Identifizierens geht es nun um eine Erweiterung des Profils der ontologischen Funktion, die aber auf der Singularität aufbaut. Denn das Einzelne *als es selbst* – das heißt auf der Basis von Raum und Zeit – zu identifizieren, ist letztlich nur in einer deiktischen Geste möglich und kann nicht begrifflich oder umschreibend erfolgen. Obwohl Aristoteles das Einzelne als substantiell gegeben voraussetzt, ist eine solche deiktische Dimension in seinem Begriff des „tode ti“,⁸⁸ was wörtlich übersetzt ‚ein solches da‘ bedeutet, angelegt. Mit diesem Begriff zielt er auf die sinnliche Erfahrbarkeit ab, während er jedoch die raumzeitliche Relation, die diese Bezeichnung stiftet, nicht berücksichtigt. Dass Raum und Zeit auf einer Relation basieren, überlegt Aristoteles in seiner Kategorienschrift und nähert sich damit einer solchen Vorstellung von Deixis an: „Aber auch die Zeit und der Ort sind von dieser Beschaffenheit [eines Zusammenhängenden, C.P.]. Denn die gegenwärtige Zeit stößt mit der vergangenen und der zukünftigen zusammen. Sodann gehört der Ort zu den kontinuierlichen Größen.“⁸⁹

Während bei Genette die Operation des Identifizierens vor allem in Bezug auf die Gestaltung narrativer Zeitlichkeit in Anschlag gebracht wird, ist die Größe, an der das Problem von Identität traditionellerweise verhandelt wird, die der Figur. Wie Rüdiger Campe gezeigt hat, entfaltet das Problem der Identität von Figuren enormes Reflexionspotenzial in den Romantheorien des zwanzigsten Jahrhunderts.⁹⁰ Ein „Netz von Verweisungen“⁹¹ verleiht einer Figur in einem Text Identifizierbarkeit und Konsistenz und qualifiziert sie so potenziell dazu, zu einer ethischen ‚Person‘ zu werden: „Sie erlangt Konsistenz in einer Erzählung, wenn sich im Spiel von Namen und Pronomen der durchgehende

⁸⁶ Ronen 1994, 217.

⁸⁷ Vgl. Bamberg 2012.

⁸⁸ Arist. Kat. 3b10.

⁸⁹ Arist. Kat. 5a6. Zit. nach Aristoteles 2006, 16f.

⁹⁰ Vgl. Campe 2014.

⁹¹ Campe 2014, 167.

Bezug für Vor- und Rückverweise verfestigt“.⁹² Wenn auch Campes Argument bei Weitem nicht in dieser Struktur aufgeht, enthält seine Ausgangsbeobachtung ebenfalls eine doppelte Bezugnahme, die tautologisch organisiert ist: Die Namen und Pronomen stiften einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen (deiktischen) Referenzen auf eine Figur, funktionieren also nach dem Prinzip der Referenzidentität, gleichzeitig stiften sie raumzeitliche Kontinuität, indem die Figur in verschiedene raumzeitliche Koordinaten abgebildet und gleichzeitig als dieselbe identifiziert wird.

Während die doppelte tautologische Bezugnahme, die das Identifizieren darstellt, in dieser ontologischen Struktur nicht nur für Figuren, sondern letztlich für alle konkreten und komplexen Entitäten der erzählten Welt gilt, kulminiert das Problem von Identität im Fall des homodiegetischen Erzählens. Denn hier ist die tautologische Bezugnahme in der Deixis des Ich verankert. Der deiktische Selbstbezug besitzt für sich genommen bereits eine tautologische Struktur, weil die Position des Sprechens und die Position der Referenz kurzgeschlossen werden. Dass die Selbstbezugnahme die Tautologie schlechthin ist, legt das bevorzugte Beispiel der historischen Rhetoriken und Grammatiken nahe: „Die Tautologie ist eine fehlerhafte Verwendung desselben Wortes, wie z. B. ich selbst in eigener Person [egomet ipse]“.⁹³ Die synonyme Verdoppelung des Bezugs markiert die Operation des Identifizierens, die bereits im Ich – der Autologie, wenn man so will – angelegt ist und die anzeigt, dass die Referenzidentität Produkt einer sprachlichen Operation ist. Während das Ich als Verweis auf die Position des Sprechens innerhalb der narrativen Struktur kein Problem ist, operiert das Ich für das homo- bzw. autodiegetische Erzählen an der Grenze der erzählten Welt – führt also zum Problem der Grenzziehung als ontologischer Basisoperation zurück.

Wenn man das Ich des homo- und autodiegetischen Erzählens als eine ontologische Operation qua tautologischer Bezugnahme versteht, dann ändert sich damit die Perspektive auf die ‚Stellung‘ der Erzählinstanz und auf die Typologie, die Genette unter dieser Kategorie vorschlägt, nämlich heterodiegetisch auf der einen und homo- bzw. autodiegetisch auf der anderen Seite.⁹⁴ Als Operation verschiebt sie den Fokus von der naturalisierenden Unterscheidung, ob die Erzählinstanz als Figur am erzählten Geschehen beteiligt ist oder nicht, hin zur grundlegenden Frage, die Genette stellt: „Kann der Erzähler die erste Person verwenden, um *eine seiner Figuren* zu bezeichnen oder kann er es

⁹² Campe 2014, 166.

⁹³ Don. gramm. (ars maior) III, 3. Zit. nach Donatus 2009, 141. Dabei handelt es sich auch um die Selbstexplikation Gottes, womit deutlich wird, dass diese Tautologie mehr als ein bloßes Beispiel ist, siehe Grotz 2000, 49–73.

⁹⁴ Vgl. Genette 2010, 159.

nicht?“⁹⁵ Denn während die Typologie von einer Identität bzw. Nicht-Identität ausgeht, richtet die Frage den Fokus auf den Akt der Bezugnahme, und zwar über die ontologische Differenz von Erzähler und Figur hinweg. Der Selbstbezug ist damit eine Operation, die eine raumzeitliche Kontinuität zwischen den beiden Positionen einführt, wobei jedoch die ontologische Differenz, der „radikale[] und gewissermaßen absolute[] Unterschied“, ⁹⁶ nicht überwunden wird, sondern die Voraussetzung für die Operation darstellt.

Die Operation des Identifizierens ist also nicht als Identitätsgarant zu verstehen. Vielmehr ist darin das „grammatische Wechselspiel“⁹⁷ angelegt, das Genette vor allem dem zeitgenössischen Roman attestiert. Dieser „schreck[e] nicht davor zurück, eine variable oder flottierende Beziehung zwischen Erzähler und Figur(en) herzustellen, das heißt, er überlässt sich einem Taumel der Pronomen, der mit einer freieren Logik sowie mit einer komplexeren Idee der ‚Personalität‘ einhergeht“.⁹⁸ Folglich adressiert der tautologische Selbstbezug das Problem der Identität, bietet aber gleichermaßen die Struktur, in der eine „Zersetzung der ‚Person‘“⁹⁹ angelegt ist.¹⁰⁰ Unter anderen Vorzeichen führt das Identifizieren als Operation, auf der das homodiegetische Erzählen grundlegend basiert, wieder zu dem Problem zurück, dass von einem Erzähler – oder selbst von einer Erzählinstanz – auszugehen, Effekt und Ursache der Erzählfunktion verkehrt. ‚Identität‘ im homodiegetischen Erzählen ist deshalb immer eine, die im Erzählen produziert wird, und letztlich schon allein deswegen nicht vorauszusetzen, weil der „Erzähler [...] keine Person [ist], sondern eine Instanz möglicher Rede“.¹⁰¹ Sie ist, das führt das tautologische Format der Operation vor Augen, immer zweistellig; und die Differenz von ‚erzählendem‘ und ‚erzähltem Ich‘ bleibt unauflösbar konstitutiv.

Das homodiegetische Erzählen, das die tautologische Struktur der Operation des Identifizierens zuspitzt, führt damit nicht zuletzt zu einer epistemologi-

⁹⁵ Genette 2010, 159, Herv. im Original. „La vraie question est de savoir se le narrateur a ou non l'occasion d'employer la première personne pour désigner *l'un de ses personnages*“ (Genette 1972, 252, Herv. im Original).

⁹⁶ Genette 2010, 165; „s'ajoute une différence plus radicale et comme absolue“ (Genette 1972, 260).

⁹⁷ Genette 2010, 160.

⁹⁸ Genette 2010, 160; „et n'hésite pas à établir entre narrateur et personnage(s) une relation variable ou flottante, vertige pronominal accordé à une logique plus libre, et à une idée plus complexe de la ‚personnalité‘“ (Genette 1972, 254).

⁹⁹ Genette 2010, 160.

¹⁰⁰ Siehe anders Köppe und Kindt 2014, 158 f., die die Frage nach Identität und Individuation von Figuren als „Ausnahmefälle“ bezeichnen.

¹⁰¹ Campe 2014, 190.

schen bzw. sogar psychologischen Variante der narrativen Tautologie, nämlich der Anagnorisis. Die ontologische Operation der Selbstbezugnahme, die der Anagnorisis zugrunde liegt, bringt Aristoteles in seiner *Poetik* auf die Formel: er „offenbart, wer er ist“, ¹⁰² listet aber darüber hinaus Figuren, Gegenstände und Ereignisse, an denen sich das Wiedererkennen zutragen kann und mit dem sich immer auch eine ontologische Verknüpfung im Sinne einer Kontinuität ergibt. ¹⁰³ Gleichzeitig zeigt die Verbindung der ontologischen Operation des Identifizierens und der Struktur der Anagnorisis den Konstruktionscharakter einer solchen Verknüpfung, die das Problem der Identität und keine Setzung derselben ins Zentrum stellt.

3.5 Vergleichen: Ähnlichkeit

Während das Identifizieren ein raumzeitliches Kontinuum stiftet, indem es zwei Entitäten als dasselbe bezeichnet, stiftet die Operation des Vergleichens Beziehungen, die quer zu einem raumzeitlichen Kontinuum angelegt sind, und zwar qua Ähnlichkeit und Differenz. Damit setzt es, wie schon das Detaillieren und das Identifizieren, beim Einzelnen an – basiert also auf den Strukturen, die das Singulieren zur Verfügung stellt –, operiert aber gerade entgegengesetzt: vom Konkreten zur Abstraktion. Trotz dieses anscheinend grundlegenden Unterschieds ist das Verhältnis von Identifizieren und Vergleichen ein relatives und konvergiert in der Frage nach der Möglichkeit von Identität und ihrer konstitutiven Bezogenheit auf die Differenz. ¹⁰⁴

Genette diskutiert diese Kehrseite des Identitätsproblems ebenfalls im Kapitel zur Frequenz. An die Grenze der Kategorie der Frequenz und hin zu dem Moment, in dem sie zu einer Frage der Dauer wird, führen ihn die Überlegungen zum iterativen Erzählen, dem einmaligen Erzählen eines sich wiederholenden Ereignisses:

Ein Ereignis kann nicht nur eintreten, es kann erneut oder wiederholt eintreten: Die Sonne geht jeden Tag aufs Neue auf. Natürlich kann man bestreiten, dass diese vielen Einzelfälle im strengen Sinn identisch sind. [...] In Wirklichkeit ist die „Wiederholung“ ein Konstrukt des Geistes, der aus jedem Einzelfall alles Individuelle eliminiert und nur das zurückbehält, was allen Fällen einer Klasse gemeinsam ist, ein Abstraktum also [...]. Das ist wohlbekannt, und ich erinnere nur daran, um ein für allemal klarzustellen, dass es sich bei dem, was ich hier „identische Ereignisse“ oder „Wiederkehr desselben Ereignisses“

¹⁰² Arist. *Poet.* 1452a27. Übers. nach Aristoteles 2008, 15.

¹⁰³ Vgl. Arist. *Poet.* 1452a.

¹⁰⁴ Zu Aristoteles siehe Rapp 1992, 528–531.

nisses“ nenne, um eine Reihe ähnlicher Ereignisse handelt, *die allein unter de[m] Blickwinkel ihrer Ähnlichkeit betrachtet werden.*¹⁰⁵

Was Genette also in seinem Kapitel zur Frequenz als zwei Pole einer Skala einführt, das repetitive und das iterative Erzählen, entlarvt er im gleichen Zug als zwei verschiedene Strukturprinzipien, die ontologisch verschieden wirken: Identität, die sich stets auf das Einzelne bezieht, versus Ähnlichkeit, die vom Einzelnen abstrahiert. Dabei wird deutlich, dass Genette für beide Formen das singulative Erzählen als eine Art Nullstufe benötigt, um Iteration und Repetition als Ableitung derselben zu konstruieren. Vor der Folie dieser Nullstufe, in der jedem einzelnen Ereignis ein ‚Erzählereignis‘ entspricht, stellt das iterative Erzählen eine Zusammenfassung dar: „Wenn in der Geschichte solche Wiederholungsphänomene[] auftreten, ist die Erzählung natürlich keineswegs dazu verurteilt, sie in ihrem Diskurs zu reproduzieren, als wäre sie gänzlich außerstande, zu abstrahieren oder zusammenzufassen“.¹⁰⁶ Weil Genette für die Konstruktion der Iteration als Zusammenfassung – oder Syllepse, wie er diese Operation nennt¹⁰⁷ – die Wiederholung benötigt, setzt er über Ähnlichkeit verbundene Ereignisse voraus, um dann ihre Tilgung oder besser, in wörtlicher Übersetzung: Zusammenführung im iterativen Erzählen zu beschreiben. Für Genette besteht die Iteration demnach in einer zweistufigen Operation, die zuerst in einer Art singulativen Nullstufenerzählung vom Einzelnen abstrahiert und dadurch Wiederholungen identifiziert, um dann im zweiten Schritt die Wiederholungen zu einer narrativen Sequenz zusammenzufassen.

Mit dem Begriff der Syllepse beschreibt Genette also eine Logik des Zusammenfassens, die vom Einzelnen auf eine solche Art abstrahiert, dass sich mehrere Einzelne als Wiederholungen voneinander betrachten lassen. Das iterative Erzählen versteht Genette dabei als Produkt dieser Abstraktion, das sich sozusagen als deren ‚Spur‘ im Diskurs niederschlägt. Obwohl im Fall des iterativen

105 Genette 2010, 73, Herv. im Original. „Un événement n’est pas seulement capable de se produire: il peut aussi se reproduire, ou se répéter: le soleil se lève tous les jours. Bien entendu, l’*identité* de ces multiples occurrences est en toute rigueur contestable [...]. La ‚répétition‘ est en fait une construction de l’esprit, qui élimine de chaque occurrence tout ce qui lui appartient en propre pour n’en conserver que ce qu’elle partage avec toutes les autres de la même classe, et qui est une abstraction [...]. Cela est bien connu, et je ne le rappelle que pour préciser une fois pour toutes que l’on nommera ici ‚événements identiques‘, ou ‚récurrence du même événement‘ une série de plusieurs événements semblables et *considérés dans leur seule ressemblance*“ (Genette 1972, 145, Herv. im Original).

106 Genette 2010, 75. „De toute évidence, lorsqu’il se produit dans l’histoire de tels phénomènes de répétition, le récit n’est nullement condamné à les reproduire dans son discours comme s’il était incapable du moindre effort d’abstraction et de synthèse“ (Genette 1972, 147).

107 Zum epistemologischen Profil von Genettes Syllepse siehe Meixner 2019a, 36 f.

Erzählens ebendiese Einzelnen sich nicht in der narrativen Struktur abbilden, ist die Abstraktionslogik insofern greifbar, als sie sich aus dem klassifikatorischen Erzählen (re-)konstruieren lässt. Genette verwendet dafür den rhetorischen Begriff der Syllepse, der in der Regel mit dem Zeugma enggeführt wird und eine syntaktische Figur der Klammerung darstellt, die von einer Auslassung abhängt und so zwei Elemente grammatisch aufeinander bezieht.¹⁰⁸ Obwohl er die Struktur der Kontraktion von zwei Elementen auf ein gemeinsames, verbindendes Element für sein Konzept übernimmt, weicht dieses doch vom rhetorischen Begriff der Syllepse ab. Genette versteht diese nämlich als Gedankenfigur der Kontraktion, die sich im narrativen Diskurs verschiedentlich niederschlagen kann – deren Basis aber letztlich immer eine Vergleichsoperation ist.¹⁰⁹ Dadurch rückt die Genette'sche Syllepse in die Nähe der Metapher – insbesondere, wenn man sie mit Quintilian als verkürzten Vergleich versteht.

Dass der Begriff der Syllepse an die Stelle führt, an der sich Genette in seiner Erzähltheorie über Wiederholungsstrukturen der Geschichte Gedanken macht, wird im zweiten Phänomenbereich deutlich, für den er diesen Begriff in Anschlag bringt: im Kapitel zur Ordnung. Denn die Syllepse ist der Strukturbegriff für die „assimilierende und abstrahierende“¹¹⁰ Zusammenfassung, die Genette innerhalb seines zeitlich organisierten Modells der narrativen Struktur als Phänomen der Frequenz und der Ordnung beobachtet bzw. als den Punkt versteht, an dem beide Kategorien – und letztlich auch diejenige der Dauer – notwendigerweise konvergieren. „[D]ie iterative Syllepse gehört nicht nur zur *Frequenz*: sie betrifft auch die *Ordnung* (denn indem sie ‚ähnliche‘ Ereignisse zusammenfasst, hebt sie deren Sukzession auf)“.¹¹¹ In derselben Logik der Nullstufenerzählung zeitigt das iterative Erzählen automatisch auch einen Effekt in der zeitlichen Ordnung, indem es Ellipsen produziert.¹¹² Diese Syntheseeffekte, die Genette mit dem Begriff der Syllepse zu fassen versucht, führen von einer strikt zeitlichen, chronologischen Logik der erzählten Ereignisse hin zu einem „Zusammenhang“, der dort gestiftet wird, „wo die Chronologie der Ereignisse keinen Zusammenhang nahelegt“.¹¹³ Wie Meixner gezeigt hat, legt diese Verknüpfung bei Genette den Blick auf das epistemologische Fundament seiner Erzähltheorie frei, wenn er die Relationen als Ordnungstätigkeit – sozusagen als Eingriffe – einer Erzählinstanz versteht.¹¹⁴

108 Vgl. Krapinger 2009, 1504 f.

109 Vgl. Quint. XIII 6, 8.

110 Genette 2010, 92.

111 Genette 2010, 99, Herv. im Original.

112 Vgl. Meixner 2019a, 34 f.

113 Meixner 2019a, 37.

114 Vgl. Meixner 2019a, 36 f.

Genette kommt in seiner Proust-Lektüre nicht umhin, diese zweite Struktur als geistige Erinnerungstätigkeit des Erzählers zu naturalisieren, wenn er ihn über diesen ‚Kniff‘ zum omnipotenten Herrscher über Raum und Zeit erklärt, dem eine „räumliche, aber auch zeitliche Ubiquität“¹¹⁵ zukommt. Das mag für die spezifische Erzählanordnung Prousts Sinn ergeben, jedoch basiert diese epistemologische Beschreibung zunächst auf ontologischen Strukturen, die das Einzelne und Besondere in ein Allgemeines überführen bzw. eine gegenseitige Abhängigkeit etablieren.

Das Vergleichen operiert insofern stets konkret und abstrakt zugleich und etabliert dadurch eine komplexe ontologische Struktur der erzählten Welt. Mir geht es für die Typologie von Operationen der ontologischen Erzählfunktion um die Struktur der Äquivalenz. Beruhend auf einer Operation des Vergleichens folgt sie eben nicht der raumzeitlichen Struktur der Kontinuität, ist dieser auch nicht (epistemologisch) nachgeordnet, sondern ergänzt sie um eine Struktur, die abstrakt organisiert ist. Hier zeigt sich, dass Genettes pragmatisches Modell, in dem er die doppelte Zeitlichkeit beschreibt, ein Ungleichgewicht besitzt. Die drei Kategorien, mit denen er die narrative Zeitgestaltung analysiert, sind durchgängig als Abweichungen von einer Idealerzählung, das heißt einer vollständigen Koinzidenz von Erzählzeit und erzählter Zeit,¹¹⁶ her konzeptualisiert,¹¹⁷ wobei die raumzeitliche Kontinuität der erzählten Welt als Konstante vorausgesetzt wird. Damit gelingt es Genette weder, die Operation des Identifizierens in den Blick zu nehmen, die diese Kontinuität narrativ produziert, noch die Operation des Vergleichens, weil Äquivalenz in gleicher Weise wie die raumzeitliche Kontinuität narrativ produziert wird, dieser also nicht nachgeordnet ist. Allerdings ermöglicht es Genettes Syllepse, zwei verschiedene Weisen zu unterscheiden, wie diese Ebene der Abstraktion im narrativen Diskurs in Erscheinung tritt: Zum einen in Form eines klassifikatorischen Erzählens, das direkt bei der Abstraktion ansetzt und über räumliche oder zeitliche Quantoren nicht Einzelnes erzählt, sondern eher so etwas wie Regeln formuliert;¹¹⁸ anstatt sich im narrativen Diskurs abzubilden, wird Ähnlichkeit hier lediglich postu-

115 Genette 2010, 47.

116 Für seine erste ‚Abweichung‘, nämlich die der Ordnung, reflektiert Genette noch seine Prämisse eines „Nullpunkt[s]“, „wo Erzählung und Geschichte in ihrem zeitlichen Verlauf vollständig koinzidieren würden. Dieser Referenzpunkt ist eher hypothetisch als real“ (Genette 2010, 18).

117 Zur Kritik an diesem Modell siehe Ronen 1994, 214 f.

118 Neben den Quantoren, die Genette in seinen Beispielen des iterativen Erzählens verwendet, führt er selbst noch den Verbaspekt als grammatisches Phänomen an, vgl. Genette 2010, 73, 82–90.

liert. Zum anderen bringt Genette den Begriff in Zusammenhang mit Phänomenen der so genannten ‚ästhetischen Motivierung‘,¹¹⁹ wenn Anachronien mit „Analogie- oder Kontrastbeziehungen gerechtfertigt werden“.¹²⁰ Das Prinzip der Äquivalenz bildet sich dabei im narrativen Diskurs ab, indem zwei unzusammenhängende Ereignisse miteinander konfrontiert werden.

Das Vergleichen als Operation der ontologischen Erzählfunktion kehrt den Blick auf Genettes Syllepse um. Die semantischen Effekte, um die es Genette dabei geht, sind Äquivalenzstrukturen der erzählten Welt, die notwendigerweise von den konkreten, einzelnen Entitäten auf eine abstrakte Ebene führen, wo sie nach Ähnlichkeiten oder „nach Maßgabe einer thematischen Verwandtschaft“¹²¹ angelegt sind.¹²² Die Operation besitzt damit das rhetorische Format der Similitudo,¹²³ die als Teil des Ornatus Figuren der Herstellung von Ähnlichkeit umfasst, und etabliert eine Struktur, die man – in Anlehnung an Jakobsons Modell von Syntagma und Paradigma – als metaphorisch beschreiben kann.¹²⁴ Sie stiftet Bezüge und Zusammenhänge der einzelnen Elemente der erzählten Welt in Form von Äquivalenzen, und zwar indem sie mit der raumzeitlichen Struktur konkurriert, die man wiederum mit Jakobson metonymisch nennen kann.

Damit lässt sich Jakobsons strukturalistisches Modell fiktionstheoretisch fruchtbar machen: Weil Jakobson sein Modell an lyrischen Texten als – wie er es nennt – einer „Extreme“ der poetischen Funktion¹²⁵ entwickelt, ist die Beschreibungsebene bei ihm vornehmlich immer das sprachliche Material und dessen doppelte Medialität von konzeptualisierter Lautlichkeit und Schrift, während er sich für semantische Äquivalenzen nur als Effekte dieser ersten Ebene interessiert.¹²⁶ Diese semantischen Äquivalenzen findet Jakobson, wie er in seinen *Dialogen* mit Krystyna Pomorska ausführt, auch in der Erzählung. Denn in ihr „beeinflusst der Parallelismus der durch Ähnlichkeit, Kontrast oder Kontiguität verknüpften Einheiten aktiv den Aufbau der Intrige, die besonderen Eigenheiten von Subjekten und Objekten der Handlung sowie die Aufeinander-

119 Siehe Martínez/Scheffel 2019 [1999], 121–127.

120 Genette 2010, 52, Anm. 124.

121 Genette 2010, 52.

122 Siehe Genettes Kapitel zur „Determination, Spezifikation, Extension“, in dem er das Verhältnis von „iterative[r] *Reihe*“ und „singuläre[n] *Einheiten*“ (Genette 2010, 82, Herv. im Original) ausführlich behandelt, Genette 2010, 82–90.

123 Vgl. Lausberg 2008, § 846.

124 Siehe Jakobson 1983 [1956].

125 Jakobson/Pomorska 1982, 96.

126 Vgl. Jakobson 1993 [1960], 108.

folge der Themen der Erzählung“.¹²⁷ Obwohl im Begriff der Handlung eine raumzeitliche Kontinuität der erzählten Welt impliziert ist, bleibt Jakobson in einem semiotischen Modell von Signifikant und Signifikat gefangen, das Fiktion nicht denkt, weil so etwas wie Deixis darin nicht enthalten ist.¹²⁸ Genette wiederum verwendet den Begriff der Kontiguität, um heterodiegetisches von homodiegetischem Erzählen abzugrenzen,¹²⁹ und gibt damit einen Anhaltspunkt für den Kurzschluss mit Jakobsons Modell. Fiktionstheoretisch gewendet entspricht die metonymische Struktur derjenigen raumzeitlicher Kontinuität, die wiederum Kontiguität und Kausalität ermöglicht – und die von der Operation des Identifizierens gestiftet wird –, während die metaphorische Struktur das Einzelne über Äquivalenzen abstrakt verbindet.¹³⁰

Vergleichen und Identifizieren sind also die beiden Operationen der ontologischen Erzählfunktion, welche die zentralen Strukturen und damit die Ordnung der erzählten Welt stiften, indem sie die einzelnen Entitäten zueinander in Beziehung setzen. Anders als bei Genette, der mit dem Ordnungsbegriff Relationen in der narrativen Struktur meint, ist das Profil der Ordnung, die vom Vergleichen und Identifizieren etabliert wird, ein ontologisches. Während das Identifizieren raumzeitliche Kontinuität stiftet und damit Kontiguität und Kausalität ermöglicht, führt das Vergleichen Äquivalenzbeziehungen ein und ermöglicht damit Klassifikationen wie – allgemein gesprochen – die Ordnung des Einzelnen. Nicht unabhängig voneinander zu denken, sind die beiden Operationen der ontologischen Erzählfunktion für das Worldmaking gleichermaßen konstitutiv. Sie lassen

127 Jakobson/Pomorska 1982, 95.

128 Bereits in *Linguistik und Poetik* bringt Jakobson die metonymischen Verfahren in Verbindung mit realistischer Erzählliteratur und legt damit eine Übertragung des Strukturprinzips der Kontiguität auf die erzählte Welt nahe, was jedoch nicht argumentativ ausgeführt wird, vgl. Jakobson 1993 [1960], 116. Diese Zuordnung findet ihre Fortsetzung in zahlreichen theoretischen Modellen, die indes ebenfalls nicht explizit fiktionstheoretisch argumentieren, einschlägig v. a. Lodge 1977 und für den deutschsprachigen Kontext Baßler 2010; Baßler 2015, 33–88. Vgl. Bode, der den Sprung vom Signifikat zu einer fiktionalen Referenzstruktur ebenfalls nicht reflektiert, aber konstatiert: „Der Wirklichkeitsbezug der [...] Metonymie ist ja immer *direkt* über die (räumliche, zeitliche, kausale) Nähe gegeben“ (Bode 1992, 636, Herv. im Original). Für eine aktuelle Formulierung eines strukturalen Realismus, der sich unter anderem von Jakobson herschreibt, siehe Kammer/Krauthausen 2020.

129 „[U]ne histoire sans rapport de contiguïté avec l’histoire première (ce qui, bien entendu, n’exclut pas une relation d’un autre ordre, d’analogie, de contraste, etc.)“ (Genette 1969, 202). Vgl. Bunia 2007, 191.

130 Zu den konkurrierenden Strukturen in der narrativen Fiktion vgl. Schmid 2013: „In any case, equivalence competes with temporal links such as sequentiality and causality“.

sich als Operationen des Relationierens zusammenfassen,¹³¹ die den an Jakobson angelehnten Strukturprinzipien von Kontinuität und Äquivalenz folgen. Dabei weisen beide Operationen Verbindungen zu den bereits dargelegten Operationen des Singulierens und des Detaillierens auf, die sich jedoch dadurch unterscheiden, dass sie auf das Einzelne und nicht auf die Relation zielen. So ist das Identifizieren die relationale Entsprechung des Singulierens, indem beide das Einzelne quantitativ bestimmen: als zählbar Einzelnes (Singulieren) und als selbst in Zeit und Raum (Identifizieren). Beide Operationen tendieren dabei zu einer deiktischen Dimension der Sprache, welche die Referenz auf ein konkretes Einzelnes sprachlich überhaupt ermöglicht. Das Vergleichen hingegen steht in engem Zusammenhang mit dem Detaillieren, weil beide Klassifikationen einführen und damit das Einzelne abstrakt erfassen: in seinen Eigenschaften und Bestandteilen (Detaillieren) und in seiner Art (Vergleichen), wobei beide das Einzelne in Beziehung zum Allgemeinen setzen.

Die Operation des Vergleichens ist um den Begriff der Ähnlichkeit (*similitudo*) organisiert, der schon in der antiken Theoriebildung von Aristoteles zwischen Rhetorik, Logik, Metaphysik und Poetik vermittelt und semiotische, poetologische und ontologische Fragen verbindet.¹³² Er führt auf den ontologischen Schauplatz der Weisen des Seins, denen sich Aristoteles in seiner Kategorienschrift widmet und die ganz allgemein die Dimensionen ausloten, „in denen etwas sachlich bestimmt sein kann“.¹³³ Dabei ist die Perspektive für eine ontologische Narratologie eine entschieden andere, weil die Grundfrage – ‚Wie kann es sein, dass etwas ist?‘ – in der narrativen Fiktion immer das ‚was ist‘, mit dem ‚wie es ist‘, verbindet. Die ontologische Dimension des Begriffs der Ähnlichkeit aufzudecken, heißt demnach nicht, philosophische Grundfragen zu beantworten, sondern den Begriffskomplex auszuloten, um den die Operation des Vergleichens organisiert ist. Die ontologische Frage nach den Kategorien stellt sich in dieser Form für den Kontext des narrativen Worldmaking nicht. Denn im Erzählen werden die ontologischen Strukturen, also die Dimensionen, in denen einzelne Entitäten bestimmt werden, stets gleichzeitig eingeführt. Dabei sind deiktische und signifikante Sprache gleichermaßen konstitutiv, indem sie konkretes Einzelnes und abstraktes Allgemeines aufeinander beziehen. Die Aktstruktur des Erzählens von Setzung und Zugriff unterläuft jede Frage nach einem ‚Zuerst‘, womit die Epistemologie zu einer Frage der spezifischen Form des Zugriffs wird, die von der ontologischen Erzählfunktion abhängt.

131 ‚Relationieren‘ ist hier allgemein zu verstehen als ‚Beziehung herstellen‘, was Genette in *Die restringierte Rhetorik* „Vergleich“ nennt (Genette 1983a [1970], 250, Anm. 39).

132 Siehe für den Bereich der Logik und der Rhetorik exemplarisch Schittko 2003.

133 Hennig 2017, 86.

3.6 Vervielfältigen: Modalität

Die letzte Operation der ontologischen Erzählfunktion der hier vorgeschlagenen Typologie ist das Vervielfältigen, das in Form von Modalität eine logische Struktur der erzählten Welt stiftet: Es geht also um Notwendigkeit, Möglichkeit oder Unmöglichkeit. Denn das Erzählen erzeugt nicht einfach narrativ ‚aktuale‘ Gegenstände, sondern führt Differenzierungen, Unterscheidungen und Abhängigkeiten ein, die den ontologischen Status der einzelnen Entitäten und Ereignisse betreffen. Diese Operation ist insofern für die modale Struktur der erzählten Welt zuständig, die für jedes narrative Worldmaking konstitutiv ist. Sie steht in engem Zusammenhang mit der basalen Operation des Differenzierens, weil mit ihr ebenfalls das Konzept von Einheit – oder im modalen Kontext besser: Geschlossenheit – zur Disposition steht, das aber vom Ausschluss her anvisiert wird.

Wie kann Mögliches oder gar Unmögliches erzählt werden? Fragt man danach, inwiefern Genettes Diskursnarratologie auf der Basis ontologischer Prämissen argumentiert, die bestimmte Strukturen und Gegebenheiten der erzählten Welt – überhaupt: eine Welt – voraussetzen, dann führt das unweigerlich auch zu der Frage, inwiefern Genette ein System von Notwendigkeit und Möglichkeit als Struktur dieser Welt annimmt und gegebenenfalls reflektiert. Modalität ist für ihn zunächst eine Gattungsfrage, die er im Kapitel zum Modus thematisiert:

Die Erzählung hat ja nicht die Funktion, einen Befehl zu erteilen, einen Wunsch zu formulieren, eine Bedingung anzugeben usw., sondern bloß die, eine Geschichte zu erzählen, d. h. über (wirkliche oder fiktive) Tatsachen zu „berichten“, so dass ihr einziger, jedenfalls ihr charakteristischer Modus streng genommen nur der Indikativ sein kann.¹³⁴

Genette steht mit dieser definitorischen Beschränkung des Erzählens auf den Indikativ und damit auf eine strikte ‚Aktualität‘ – und daran gekoppelt: ‚Objektivität‘ – der Darstellung in der Tradition Benvenistes, der in diesem Sinne *discours* und *récit* nach grammatischen Kriterien voneinander unterscheidet.¹³⁵ Nur scheinbar bildet Todorovs Erzählgrammatik, die er in seiner *Poetik der Prosa* von 1971 darlegt, das Gegenmodell zu diesem Ausschluss. Noch viel expliziter als Genette geht Todorov von den grammatischen Strukturen der Spra-

¹³⁴ Genette 2010, 103. „[P]uisque la fonction du récit n'est pas de donner un ordre, de formuler un souhait, d'énoncer une condition, etc., mais simplement de raconter une histoire, donc de ‚rapporter‘ des faits (réels ou fictifs), son mode unique, ou du moins caractéristique, ne peut être en toute rigueur que l'indicatif“ (Genette 1972, 183).

¹³⁵ Genette setzt sich mit dieser Differenzierung vor dem Hintergrund des Mimesis-Begriffs auseinander, vgl. Genette 1966, 159–161.

che aus, um seine Kategorien zu entwickeln.¹³⁶ Er trägt dem einfachen Umstand Rechnung, dass Erzählungen eben keinesfalls von Tatsachen berichten, sondern zu einem beachtlichen Teil narrative Energie darauf verwenden, in anderen Modi als dem Indikativ zu erzählen und so die Handlung in komplexen modalen Strukturen entfalten.¹³⁷ Dabei trifft er jedoch – grob gesprochen – dieselbe Unterscheidung wie Benveniste, indem er den Indikativ der Objektivität, „alle übrigen Modi“¹³⁸ aber der Subjektivität zuordnet, weil sie die Einstellung zu den Ereignissen (mit-)darstellen.¹³⁹ Todorov geht indes sogar noch einen Schritt weiter und bricht diese Differenz auf einen ontologischen Unterschied herunter: „Diese beiden Klassen verhalten sich zueinander wie Wirklichkeit und Unwirklichkeit“.¹⁴⁰

Todorovs Interesse an den Modi hat ihren Bezugspunkt stets in einer Erzählung im Indikativ Präteritum, von der aus die verschiedenen Modi „Transformationen“¹⁴¹ darstellen, die gleichzeitig das Erzählte in seinem ontologischen Status übersetzen. Wie auch Todorov, der die vier Modi (Obligativ, Optativ, Konditional und Prädiktiv) komplett der narrativen Darstellung von Figurenbewusstsein zuschlägt,¹⁴² naturalisiert Genette die Modalität als Struktur der erzählten Welt in lebensweltlicher Analogie: Nur extradiegetisch-heterodiegetisches Erzählen kann die erzählte Welt ontologisch verbürgen und ist folglich mit dem Modus der Aktualität gleichzusetzen; alle anderen Modalitäten werden von diesem abgeleitet.¹⁴³ Doch wie in den übrigen Kapiteln dekonstruiert Genette auch im Fall der Modalität im Verlauf seiner Argumentation das selbst gesetzte Standardmodell, das sich von vornherein allein deshalb als problematisch erweist, weil er von einer autodiegetischen Erzählanordnung ausgeht, in der er im naturalisierenden Kurzschluss modale Differenzen letztlich ohnehin als Erinnerungserzählung einebnet.¹⁴⁴

136 Die einfache Formel seines Theoriegerüsts bringt Todorov folgendermaßen auf den Punkt: „Man wird die Erzählung besser verstehen, wenn man weiß, daß die erzählte Person ein Name und die Handlung ein Verb ist. Umgekehrt versteht man besser den Namen und das Verb, wenn man die Funktion bedenkt, die sie in der Erzählung haben“ (Todorov 1972, 125).

137 Vgl. Todorov 1972, 119 f.

138 Todorov 1972, 120.

139 Vgl. Todorov 1972, 120 f.

140 Todorov 1972, 120.

141 Todorov 1972, 120, passim.

142 Vgl. Todorov 1972, 120–122.

143 Hier setzt die so genannte Unnatural Narratology an, welche die ‚unnatural worlds‘ literarischer Erzähltexte in den Blick nimmt, die durchaus unmögliche sein können. Für einen Überblick siehe Alber 2014.

144 Genette reflektiert durchaus die psychologische Basis seines Modells, das gleichzeitig eine „unzweideutige Beziehung zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft voraus [setzt]“ (Genette 2010, 47).

Obwohl die Modalität im Kapitel zum Modus ihren angestammten Ort hat, stellt sie als Struktur der erzählten Welt für Genette zuerst eine Herausforderung für die Zeitstruktur dar. Er setzt sich nämlich – ohne den Begriff zu nennen – mit der Frage auseinander, ob es so etwas wie Möglichkeit in der Erzählung geben kann. Dabei begegnet er dem Problem, dass Möglichkeit – in ihrer traditionellen Konzeption als zur Aktualität in einem sich ausschließenden Verhältnis stehende Potenzialität – einen zeitlichen Index besitzt: den des Zukünftigen. Deshalb stellt jeder narrative Vorgriff auf ein zukünftiges Ereignis, wie ihn Genette in seinem Kapitel zur Prolepse diskutiert, eine Reduktion von der Möglichkeit auf eine aktuelle Variante dar und beschränkt auf diese Weise die „narrative Unbestimmtheit“. ¹⁴⁵ Erneut kommt also Genettes Vorstellung einer unabhängig vergehenden erzählten Zeit zum Tragen, welche die Grundlage für die ‚Eingriffe‘ der Erzählinstanz darstellt, die dann als Abweichungen beschrieben werden können. Darüber hinaus setzt er – trotz seines ‚Standardmodells‘ des nachträglichen Erzählens – aber auch ein Präsens innerhalb der erzählten Zeit an, von dem aus überhaupt ein Zukünftiges als Mögliches konstruiert werden kann. Konsequenz dieser Naturalisierung ist, dass Genette damit Möglichkeit zwangsläufig aus dem Erzählen ausschließen muss. ¹⁴⁶

Die begriffliche Differenzierung der Prolepse, die Genette vornimmt, zeigt jedoch, dass die Verfahren, die an der zeitlichen Ordnung ansetzen, Überlegungen zu den modalontologischen Effekten dieser Verfahren nicht außer Acht lassen können. ¹⁴⁷ Er unterscheidet proleptische Vorgriffe, „die per definitionem explizit sind“, ¹⁴⁸ von Vorhalten, die eine Anspielungsstruktur etablieren und deren Zukunftswissen sich erst nachträglich bestätigt. Wenn er die Vorhalte aus einem

¹⁴⁵ Genette 2010, 39. Vgl. Lämmert 1991 [1955], 189–192.

¹⁴⁶ Umgekehrt wird in der literaturwissenschaftlichen Possible Worlds Theory argumentiert: „One central symptom of the kind of autonomy attributed to ficitional worlds is manifested in the way fiction constitutes an independent *modal structure*. Constructed as a parallel world, every fictional world includes a core of facts around which orbit sets of affairs of diminishing fictional actuality. The fictional modal structure manifests the parallelism of fictional ontologies indicating that fictional facts do not relate *what could have or could not have occurred in actuality, but rather, what did occur and what could have occurred in fiction*“ (Ronen 1994, 8f., Herv. im Original); „the organization of fictional time reflects the ontological autonomy of fiction“ (Ronen 1994, 205).

¹⁴⁷ Vgl. Ronen 1994, 203: „Yet, whatever the approach to the problem of time, the difference between past, present, and future seems to be a difference in modality“; „in fiction, temporal concepts [...] function as modal indicators and are invested with ontological content. That is, *in fiction temporal indicators and temporal concepts are understood as signifying modal differentiations and not only temporal relations or temporal dispositions*“ (Ronen 1994, 205, Herv. im Original).

¹⁴⁸ Genette 2010, 45.

Beispiel seiner Proust-Lektüre als „unbedeutende[n] Keim“ beschreibt, „den man kaum wahrnimmt und der als Keim erst später, und zwar retrospektiv, erkennbar wird“¹⁴⁹ –, dann greift Genette auf eine Pflanzenmetapher zurück, mit der Möglichkeit als Anlage für eine Aktualisierung verstanden wird. Diese Unterscheidung zielt also letztlich auf zwei modale Begriffe: die Notwendigkeit und die Möglichkeit, die sich als Konstrukte aus einer Verweisungsstruktur der Erzählung ergeben und ein grammatisches Fundament besitzen. Diese Konstrukte bezeichnen deshalb auch andere Strukturen als in der modalontologischen Philosophie. Während der philosophische Begriff der Möglichkeit aus dem Bereich des Erzählten ausgeschlossen bleibt, deutet sich hier ein genuin narratives Konzept von Möglichkeit an, das Genette jedoch nicht begrifflich abbildet.

Trotz dieses terminologischen Ausschlusses, der dadurch erklärt werden kann, dass Fiktionstheorie und Erzähltheorie nicht systematisch zusammengeführt werden, bietet Genette einen ‚Ort‘ für die modalen Strukturen an. Er verschiebt Modalität als epistemologisches Problem in das Bewusstsein der Figuren: als Phänomen dessen, was er Fokalisierung nennt.¹⁵⁰ Epistemologisch ist ein auf diese Weise figuriertes Erzählen deshalb, weil der Zugriff auf die erzählte Welt beschränkt ist, so dass die Abhängigkeit des Erzählens vom Wissen notwendigerweise in den Blick kommt: Lügner*innen lügen, Träumer*innen träumen, Phantast*innen phantasieren usw. Dort, im Kapitel zur Polymodalität, das sich weitergehend mit der Fokalisierung beschäftigt, verhandelt er Modalität als Struktur, die auf eine Darstellung ‚verunsicherten‘ Wissens über die erzählte Welt zielt. So ordnet er Phänomene hypothetischen Erzählens in Form „modalisierende[r] Wendungen (*vielleicht, wahrscheinlich, als ob, wie es scheint*)“¹⁵¹ der internen Fokalisierung zu, obwohl er zugibt, dass es zweideutig sei, ob „das Schwanken, das es bezeichnet, nur eines des Helden ist“¹⁵². Damit wird die ontologische Dimension aus der Modalität ausgeklammert, die Genette also dezidiert nur als epistemische oder sogar doxatische Modalität interessiert, während er eine ontologisch ausgerichtete alethische Modalität in seinem Modell nicht einholen kann.¹⁵³ Weil sein Hauptaugenmerk auf der Beschreibung einer autodiegetischen Erzählanordnung liegt, kann er Modalität als epistemologisches Problem isolieren, das ontologische Strukturen der erzählten Welt unberührt lässt. Dabei zeigt bereits seine Definition der narrativen Vorgriffe, dass diese klare Unterscheidung nicht haltbar ist: „Mit Prolepse bezeichnen wir jedes narrative Manöver, das darin be-

149 Genette 2010, 46.

150 Vgl. Genette 2010, 121–124.

151 Genette 2010, 130, Herv. im Original.

152 Genette 2010, 130.

153 Zu dieser Einteilung siehe Unterhuber 2017, 381.

steht, ein späteres Ereignis im Voraus *zu erzählen oder zu evozieren*“.¹⁵⁴ Genette behandelt dann im Kapitel zur Ordnung den zeitlichen Vorgriff als rein zeitliches Phänomen, indem er Fragen der Modalität dezidiert ausklammert,¹⁵⁵ ruft aber durch die Engführung der beiden Varianten, „zu erzählen oder zu evozieren“, bereits eine Unsicherheit auf, die auf das vorausdeutet, was er im Kapitel zum Modus entfaltet und was in der Forschung als so genanntes unzuverlässiges Erzählen diskutiert wird.¹⁵⁶ Als Symptom dieses Ausschlusses kehrt die Prolepse dann im Kapitel zum Modus wieder, wo er die mit ihr verbundenen systematischen Herausforderungen über die Fokalisierung einzufangen versucht.¹⁵⁷

Im Kapitel zum narrativen Modus, unter dem Genette das ‚Informationsmanagement‘ zusammenfasst, argumentiert er auf der Basis modallogischer Überlegungen. Das Problem der Modalität tritt dabei in Form von Widersprüchen auf, die aus verschiedenen Wissensformationen resultieren: „In der Tat kann man das, was man erzählt, *mehr oder weniger* nachdrücklich erzählen, und es *unter diesem oder jenem Blickwinkel* erzählen; und genau auf dieses Vermögen und die Weisen, es auszuüben, zielt unsere Kategorie des *narrativen Modus*“.¹⁵⁸ Die Grundlage dafür, dass Modalität für Genette als ‚Problem‘ in Erscheinung treten kann, ist also das repetitive Erzählen, das er in seinem Kapitel zur Frequenz gar so stiefväterlich behandelt. Denn erst in der Wiederholung, und zwar unter veränderten Vorzeichen der Gestaltung des Modus, treten Widersprüche auf, welche die Frage nach der Modalität virulent werden lassen. Obwohl Genette diese Widersprüche nur als „Antithese zwischen [...] Gedanken“ denken kann und dabei stets davon ausgeht, es gäbe „irgendwo ein gemeinsames Maß“,¹⁵⁹ muss er doch einräumen, dass derartige Widersprüche weitreichende Folgen für die Konstruktion der erzählten Welt besitzen, weil sie sich nicht ohne Weiteres auflösen lassen: „In Wahrheit jedoch liegen hier einfach zwei konkurrierende Codes vor, die zu zwei Wirklichkeitsebenen gehören, die – ohne sich irgendwo zu überschnei-

154 Genette 2010, 21, Herv. C.P. „[D]ésignant par *prolepse* toute manœuvre narrative consistant à raconter ou évoquer d’avance un événement ultérieur“ (Genette 1972, 82, Herv. im Original).

155 Siehe dazu Ronens Kritik: „Shifts in narrative levels imply ontological shifts and temporal segmentation carries ontological implications. Since the time line of a narrative (the fictive present) is included in the primary narrative level, inclusion or exclusion from the time line bears on a story segment’s degree of actuality or immediacy“ (Ronen 1994, 212).

156 Vgl. Meixner 2019a, 44 f.

157 Vgl. Genette 2010, 131.

158 Genette 2010, 103, Herv. im Original.

159 Genette 2010, 134.

den – einander entgegengesetzt sind“.¹⁶⁰ Was sich hier als großes Problem andeutet, nämlich der grundsätzliche Bruch mit dem ‚realistischen‘ Modell – also die Voraussetzung einer Welt, auf die narrativ lediglich zugegriffen wird –, erklärt Genette kurzerhand zu einem rein literaturgeschichtlichen Phänomen, weil Prousts *Recherche* an der Schwelle zwischen einem „modalen“ hin zu einem „amodalen?“ System stehe.¹⁶¹ Während das Fragezeichen bereits markiert, dass ‚Amodalität‘ als konzeptuelles Angebot unzureichend, weil letztlich resignativ ist, weist Genettes Formulierung, alle diese Formen und Spielarten seien „modale Praxis“,¹⁶² zum Einsatzpunkt dessen, was ich als ontologische Operation des Vervielfältigens beschreiben möchte.

Dazu schließe ich an den Begriff an, den Genette zur Beschreibung der Phänomene heranzieht und der die Modalität als Struktur der erzählten Welt in den Fokus rückt: den Widerspruch bzw. rhetorisch: die „Antithese“¹⁶³ – oder, wie ich zuspitzen möchte: das Oxymoron. Diese grammatische Figur, gemeinhin verstanden als verschärfte Form der Antithese, beschreibt Lausberg als eine „gerafft-enge syntaktische Verbindung widersprechender Begriffe zu einer Einheit, die dadurch eine starke Widerspruchsspannung erhält“.¹⁶⁴ Mit dem Oxymoron geht es also nicht bloß um eine wie auch immer geartete Gegensätzlichkeit, sondern um die Zusammenführung auf eine Einheit, die semantische Effekte hervorbringt. Die Beispiele, die standardmäßig für diese rhetorische Figur herangezogen werden, bilden diese Zusammenführung in der Regel in Form einer Nominalphrase ab, in der ein unaufhebbarer logisch-semantischer Widerspruch zwischen dem Adjektivattribut und dem Nomen auftritt: „schwarze Milch“ (Paul Celan).¹⁶⁵ Syntaktisch formiert sich so ein Effekt, der narrativ der Referenz auf Elemente der erzählten Welt entspricht: Es entsteht ein logisch-semantischer Widerspruch in der wiederholten Referenz auf ein Element.

Dabei zeigt sich, dass die oxymorale Struktur, welche die Operation des Vervielfältigens organisiert, auf zwei Weisen wirkt, von denen nur die eine modale Strukturen der erzählten Welt stiftet: auf eine semantische und auf eine logische Weise. Der logische Operator des Vervielfältigens ist die Negation. Jedoch – und das unterscheidet die figurative Sprache ebenso wie das narrative Worldmaking

160 Genette 2010, 134. „Mais la vérité est bien évidemment qu’il y a là deux codes concurrents, fonctionnant sur deux plans de réalité qui s’opposent sans se rencontrer“ (Genette 1972, 222 f.).

161 Genette 2010, 134.

162 Genette 2010, 135.

163 Genette 2010, 134.

164 Lausberg 2008, § 807.

165 Vgl. Scheuer 2003, 469.

von einer abstrakten logischen Formalisierung, wie sie modallogischen Systemen in der Philosophie zugrunde liegt – greift der Satz vom Widerspruch nicht in derselben Weise.¹⁶⁶ Deshalb kann diese Struktur auf verschiedene Arten in Erscheinung treten: Der semantische Widerspruch kann unaufgelöst bestehen bleiben, er kann eine epistemologische Abhängigkeit anzeigen oder er kann explizit durch logische Operationen reguliert werden. Das Vervielfältigen in seiner oxymoralen Struktur erzeugt den semantischen Widerspruch als solchen. Es verbindet zunächst qua Differenz, die gleichermaßen ein Entweder-Oder sowie ein Sowohl-als-Auch bedeuten kann. Erst mit dem logischen Operator der Negation bzw. seiner Abstufungen werden die semantischen Differenzen modal relationiert. Die Modalität als komplexe Struktur der erzählten Welt ergibt sich also statt aus dem Widerspruch oder der Differenz an sich aus der Art und Weise der Verknüpfung über die Differenz hinweg. Die Operation basiert – wie das Identifizieren auch – auf einer Verdoppelung, jedoch verdoppelt sie etwas ‚als ein anderes‘. Die semantische Differenz ist beiden Operationen inhärent; erst mit dem logischen Operator der Negation bzw. Relativierung scheidet sich das Vervielfältigen vom Identifizieren. Somit bildet das Vervielfältigen die Kehrseite des Identifizierens, indem gerade keine raumzeitliche Kontinuität entsteht, sondern in unterschiedlichen Graden ‚gestört‘ wird. Beide Operationen, Identifizieren und Vervielfältigen, stiften gemeinsam die modale Struktur der erzählten Welt, indem sie Identität und Nicht-Identität unterscheiden und so modale Strukturen organisieren.

Die Vervielfältigungen können in verschiedener Weise verbunden werden, so dass die modale Struktur in ihrer Komplexität verschiedene ontologische Relationen enthält. Dabei ist die Abhängigkeit modal vervielfältigter Entitäten oder Ereignisse von einem ‚aktualen‘ Zentrum, wie es implizit bei Genette oder – dann explizit – in der literaturtheoretischen Adaption der Possible Worlds Theory beispielsweise bei Marie-Laure Ryan vorgeschlagen wird,¹⁶⁷ zwar *eine*, aber nicht die einzige Möglichkeit, wie das Worldmaking modale Strukturen gestalten kann. Neben der Subordination in verschiedenen Graden – explizit oder implizit –, ist auch die Koordination eine modale Relation, die durch die Operation des Vervielfältigens gestiftet werden kann, und zwar sowohl als alternative ($A \wedge B$; $A \vee B$) als auch als widersprüchliche ($A \wedge \neg A$). Weil die modale Struktur narrativ gestiftet wird, also auf Operatoren angewiesen ist, sind logische Gesetze, von denen aus Modalsysteme in der Philosophie organisiert sind, nicht vorausgesetzt. Viel-

¹⁶⁶ Vgl. Alber 2013, 47.

¹⁶⁷ Siehe exemplarisch Ryan 1991; Ryan 2006. Für eine Einordnung und die Theoriebildung insgesamt siehe Ryan 2013. Diskutiert und für das Problem des ‚unzuverlässigen Erzählens‘ fruchtbar gemacht wird die Possible Worlds Theory bei Meixner 2014.

mehr sind sie Effekt der Operationen des Vervielfältigens und des Identifizierens.¹⁶⁸ Insofern ist Modalität eine Struktur der erzählten Welt, die aus den modalen Zuordnungen dieser Operationen resultiert. Diese Zuordnungen umfassen Position, Negation und ‚Relation‘ und können durch verschiedene grammatische Marker angezeigt werden, wie Konjunktive, Aspekte, verschiedene (analog zu logischen Quantoren strukturierte) Temporaladverbialien, Kommentaradverbialien oder Abtönungspartikeln sowie darüber hinaus durch Modusgestaltung als epistemologische Abhängigkeit erzählt sein. Im Erzählen adressieren und bilden diese modalen Zuordnungen gleichsam die Begriffe von Notwendigkeit und Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit.

Die ontologische Operation des Vervielfältigens ist also um die Begriffe der Notwendigkeit sowie der Möglichkeit organisiert und führt damit auf das philosophische Feld der Modalität, aber in zweiter Instanz auch zu *dem* metaphysischen Begriff schlechthin: der Wahrheit. Die Begriffe der Notwendigkeit und der Möglichkeit haben auch in der Literaturtheorie eine lange Tradition, wo sie Schauplatz der Diskussion um die Bedingungen, Möglichkeiten, Pflichten, Lizenzen oder sogar die Relevanz literarischer Fiktion sind. Bereits in Aristoteles' *Poetik* vermitteln ebendiese Begriffe sein doppeltes Interesse an ontologischen Fragen: Zum einen geht es um den Status der Literatur für eine allgemeine Ontologie, zum anderen finden sich Überlegungen, die in die Richtung einer eigenen Ontologie der Fiktion weisen.¹⁶⁹ Denn indem die literarischen Texte nach Aristoteles „eine zweite, eine ‚fiktive‘ Welt neben die erste, die ‚wirkliche‘ [setzen]“, ¹⁷⁰ die Welt also verdoppeln, führen sie eine Differenz in den Bereich der Wirklichkeit ein und steigern so dessen Komplexität.¹⁷¹ Anders als Platon, der in seiner *Politeia* die Dichtung ebenfalls ontologisch positioniert,¹⁷² daraus jedoch Gründe ihrer Abwertung ableitet, ist es Aristoteles um eine Beschreibung dieser Komplexität getan, die nicht nur von der Darstellung abhängt, sondern auch eine bestimmte Darstellung fordert.

Im vielzitierten neunten Kapitel der *Poetik* erläutert Aristoteles die Basis seiner Theorie der Dichtung, indem er sie gegenüber der Geschichtsschreibung ab-

168 In diese Richtung argumentiert Alber, der sich mit seiner *Unnatural Narratology* gegen eine Übertragung (logischer) Gesetze aus der philosophischen Beschreibung der realen Welt auf narrativ erzeugte Welten wendet, vgl. Alber 2009; Alber 2013; Alber 2016. Vgl. bereits Ronen 1994, 54 f.

169 Vgl. Fuhrmann 1992, 7; Rösler 1980; vgl. anders Feddern 2020.

170 Fuhrmann 1992, 7.

171 Vgl. Esposito 2007, 68–73.

172 Zu den Unterschieden zwischen Aristoteles' und Platons Ontologie vgl. Fuhrmann 1992, 82–89.

grenzt. Während beiden Darstellungsformen eine Nachahmung handelnder Menschen gemein ist, unterscheiden sie sich doch hinsichtlich der Modalität ihres Gegenstands. Die Dichtung stellt dar, „was geschehen müsste“, die Geschichtsschreibung hingegen, „was geschehen ist“.¹⁷³ Folglich ist es die Aufgabe eines Dichters, „etwas so (darzustellen), wie es gemäß (innerer) Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit geschehen würde, das heißt, was (als eine Handlung eines bestimmten Charakters) möglich ist“.¹⁷⁴ Im Verlauf seiner Ausführungen erläutert Aristoteles, wovon diese „Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit“ abhängt, wobei der Dreh- und Angelpunkt einer wahrscheinlichen Darstellung literarischer Texte für ihn stets der Charakter, also die Figur ist.¹⁷⁵ Die Verfahren der Detaillierung und *enérgeia* erhöhen dabei nicht nur die Wahrscheinlichkeit, sie regulieren zugleich die wahrheitsfunktionale Struktur der Fiktion. Denn während die Handlung „mit größter Deutlichkeit vor Augen“¹⁷⁶ gestellt, mithin eine zweite, nämlich fiktive Welt ausgestaltet wird, bezieht sich ihr Allgemeines auf die reale Welt, für die sie „Modellcharakter“¹⁷⁷ besitzt. Dass sie diesen Bezug überhaupt erfüllen kann, ist jedoch von ihrer Welthaftigkeit abhängig, das heißt davon, ‚wie viel Welt‘ in der Fiktion erzeugt wird. Aufgrund des Wahrheitsbezugs auf ein Allgemeines bleibt die reale Welt metaphysisches Zentrum, während der Bereich der Fiktion insofern privilegiert ist, als dort Produktivität im Sinne realisierter Möglichkeiten angesiedelt ist. Der Bereich zeichnet sich durch Komplexität und Dynamik aus, weil er eben gerade nicht auf Aktualität – und das bedeutet hier: in der Realität verbürgte Aktualität – beschränkt ist. Dem Modell ist somit eine gewisse Asymmetrie inhärent, die Aristoteles an der Differenz von Aktualität und Möglichkeit ansetzt. Obwohl er damit dem Bereich der literarischen Darstellung zumindest prinzipiell Unabhängigkeit einräumt, ist die Modalität in seiner Argumentation strikt von der realen Welt aus organisiert.

Jedoch führt ihn seine Argumentation entlang der modallogischen Begriffe in Widersprüche, die eine eigene Modalstruktur der dargestellten Welt vorwegnehmen. Im Kontext seiner Epostheorie, die auf den ausführlichen Teil zur Tragödie folgt, spezifiziert Aristoteles die Regeln, nach denen das Mögliche dargestellt werden soll, um dem Anspruch der Wahrscheinlichkeit gerecht zu werden. Dabei entkoppelt er das Mögliche als Gegenstandsbereich der Literatur von der Aktualität, indem er ihm ausgerechnet das Unmögliche (*adynaton*) eingliedert. Das funktio-

173 Arist. Poet. 1451b5. Zit. nach. Aristoteles 2008, 14.

174 Arist. Poet. 1451a38. Zit. nach Aristoteles 2008, 13.

175 Vgl. Schmitt 2008, 126–128.

176 Arist. Poet. 1455a24. Zit. nach Aristoteles 2008, 23.

177 Fuhrmann 1992, 34. Vgl. Feddern 2020, 58–62.

niert deshalb, weil die „Kriterien für ‚richtig‘ und ‚falsch‘ nicht dieselben“¹⁷⁸ sind – gemessen wird die Dichtung an der Glaubwürdigkeit –, und so folgert er: „Im Blick auf das, was für die Dichtung wesentlich ist, ist nämlich etwas Unmögliches, das überzeugt, ((dem Möglichen)), das keinen Glauben findet, vorzuziehen“.¹⁷⁹ Legitimiert und in eine eigene Logik überführt wird diese Lizenz durch eine paradoxe Argumentationsfigur: „Es ist ja wahrscheinlich, dass manches gegen die Wahrscheinlichkeit geschieht“.¹⁸⁰ Mit diesem Oxymoron überführt Aristoteles Modalität als Maß der literarischen Darstellung von der Realität in die dargestellte Welt selbst. Sowohl das Mögliche als auch das Unmögliche hängen somit von der Glaubwürdigkeit ab. Das Unmögliche wird also verschoben auf etwas, das „gegen die Wahrscheinlichkeit“ wirkt, und wird dadurch von seinem ontologischen Status abgelöst. Als solches erscheint es paradoxerweise glaubwürdiger und steht deshalb im Dienst der Wahrscheinlichkeit. Das Unmögliche integriert nämlich eine kontingenzanaloge Funktion in den Bereich der wahrscheinlichen Darstellung. Spätestens mit dieser Schleife der Argumentation ändert sich auch das Verhältnis von Poetik und Ontologie bei Aristoteles endgültig: Es geht eben gerade nicht um den ontologischen Status des Dargestellten, sondern um eine ontologische Funktion der Darstellung, welche die Fiktion strukturiert. Mit Aristoteles wird klar, dass die ontologischen Begriffe der Notwendigkeit und der Möglichkeit für den Bereich der literarischen Fiktion ein grundsätzlich anderes Profil haben, weil sie im Rahmen der Wahrscheinlichkeit verhandelt werden.

178 Arist. Poet. 1460b13. Zit. nach Aristoteles 2008, 37.

179 Arist. Poet. 1461b11. Zit. nach Aristoteles 2008, 39.

180 Arist. Poet. 1461b15. Zit. nach Aristoteles 2008, 39.